H. lit. p. 651 z-3

Aus den
Papieren
einer
Lesegesellschaft.

Dritter Band.

Riga,
im Hartknochschen Verlag, 1789.

H.lit.p. 651 z-3

23083/1032

I.

Briefe des Herrn Dupaty *) an seine Kinder,

auf

einer Reise nach Nizza

1785.

Avignon, im April.

Vorgestern kam ich nach Avignon; verzweifelt nicht in Paris am Frühlinge; ich habe ihn am Eingange des Comitat angetroffen.

 Mein

*) Er war Parlamentspräsident, und der Menschenfreund, welcher, drey Unschuldige zum Rad verdammte, von dieser schrecklichen Strafe errettete, und sie ihren Familien wiedergab. Die, kürzlich bewirkte, Verbesserung der französischen Criminaljustiz ist sein Werk. Er starb im Herbst 1788. Friede der Asche des Biedern! — Herr Hofrath Forster zu Mainz verspricht uns eine Dollmetschung seiner sämtlichen Briefe.

Mein erstes Sehnen war, nach der Quelle von Vaucluse*); gestern habe ich sie besucht. Ich weiß nicht, warum ich gestern sage, denn es ist mir, als ob ich sie noch heute sähe.

Noch heute glaube ich aus der Mitte einer Kette von Bergen, wie aus der Tiefe eines weiten Trichters, einen Strom hervorstürzen zu sehn, der steigt, schwillt, und sich dann plötzlich mit einem Ungestüm, einem Donner, einem Sprudeln, einem Schäumen, und in Fällen ergießt, die der Pinsel des Dichters, und des Malers, zu ohnmächtig sind zu schildern. Das ist Vauclusens Quelle. Einen Augenblick darauf besänftigt sich der Strom, wie ein glückliches Naturell, das seine Hitze Anfangs fortreißt, und seine Güte schnell wieder mäßigt. Er verändert dann seine silbernen Fluthen in Lasur. Blaue Wogen rollt und strömt sie über schmaragdene Teppiche, und theilt sich dann wieder in eine Menge kleine

Bäche

*) Eine der reitzendsten Schilderungen von Vaucluse, ist der Brief des Herrn D. Gertamers, im Novemberstück 1788 der Berlinischen Monatsschrift. Sie macht noch eine Beschreibung der ganzen Provence, von der Hand dieses Schriftstellers, lüstern.

Bäche, die ein reitzendes Thal durchirren. Am Ausgange des Thals vereinigen sich die Bäche, und eilen in hundert mannichfaltigen Windungen fort, um unter dem Namen, die Sorgur, das herrrliche Comitat zu wässern, zu befruchten und zu verschönern.

Die Schilderung, welche der Abbe de Lille, von dieser schönen Gegend gemacht hat, ist sehr exact. Ich habe alle seine Verse verificirt. Sie reden Wahrheit wie Prose, was weder den Reisenden noch den Dichtern gewöhnlich ist. Unterdessen vermögen diese Verse doch nicht, einen Begriff von diesem Ort zu geben, sie erneuern nur sein Angedenken. Der gewöhnliche Fall bey allen Gemälden und Beschreibungen. Ich habe in seinen Versen weder so viel Schaum, noch so viel Brausen, noch so viel Gemurmel angetroffen, als ich an der Quelle fand. Auch vermißte ich darinn die schwarze Felsen, die so vortreflich mit dem Schnee der Fluthen kontrastiren, die sich an ihnen brechen: und der Dichter vergaß den glänzenden, schmaragdenen Teppich auszubreiten, auf dem die Nayade ruht.

Vauclüse bietet zugleich das bewundernswürdigste Gemälde, und das sonderbarste Phä-

nomen dar: doch, rief ich, mit dem Dichter aus:

Doch mehr als dieser Strom, mehr als dies Zauberthal
Rührt mich der Laura Bild, Petrarchens Liebesquaal.

Diese Errinnerung an Laura und Petrarch belebt die ganze Landschaft; sie verschönert, sie bezaubert sie. Ich suchte die Spur dieser berühmten Liebenden, auf allen diesen Felsen auf. Hier war es, sagte ich, wo sie bey einander saßen; wo Petrarch so warm geliebt, so viele Thränen vergossen hat; und wo er alle die unsterblichen Klagen ausstieß, die wir noch zu hören wähnen! Ich setzte mich auf den Abhang eines Felsen, und weidete mich, eine ganze Stunde, am Rauschen dieses Stroms, am Grün dieses Rasens, am Blau des Himmels, an der Jugend dieses Frühlings, und dem Andenken Laurens. Ich rief, ich sammelte um mein Herz, alle die Dinge, die ihm werth sind. Ich sah, im Gedanken, euch meine Kinder auf diesem Rasen hüpfen, an diesen Ufern irren, und die Wiederhälle und meine Seele, mit dem Jubel des Glücks und der Freude erfüllen.

Ehe

Ehe ich mich entfernte, wollte ich wissen, ob der Wiederhall, wie der Abbe de Lille versichert, den süßen Namen Laura nicht vergessen habe: aber der Dichter mag mir's nicht übel nehmen, der Undankbare hat wenigstens die Hälfte davon vergessen.

Lebe wohl, schöne Quelle von Vâuclûse. Kaum kennt man die Stätte, wo Alexander seine Schlachten gewann; aber ewig wird man die Stätte kennen, wo Laura und Petrarch geliebt haben. Das Rieseln deiner Quelle, o Vauclûse, und die Gesänge der Dichter der Gärten *) und Monate *), werden es allen Jahrhunderten zurufen!

Avignon.

Ich kann euch wenig von Avignon sagen; ich war nur drey Tage da.

Hier folgen einige Dinge, die mir aufgefallen sind.

*) Der Abbe de Lille, im dritten Gesange seines Gedichts, les Jardins.

*) Herr Roucher im siebenten Gesange seines Gedichts, les Mois.

Der Vicelegat entscheidet in Criminalfällen ohne Appellation, und in Civilsachen, nur als erste Instanz. Man sagt, das wäre in Italien so gewöhnlich. Warum? die Civiljustiz bedroht hauptsächlich die Reichen, die Criminaljustiz, mehr die Armen.

Der Vicelegat hat das Recht zu begnadigen: sonderbare Beeinträchtigung der Souverainität; zwar, die Gerichtshöfe in Frankreich haben oft das Recht, den König zu verhindern, Gnade widerfahren zu lassen, und diese Beeinträchtigung ist noch sonderbarer!

Der Pabst ist mit seinem Vicelegaten so zufrieden, daß er ihn zum Leuchterträger seiner Kapelle ernannt hat, das ist in den Staaten des Pabstes eine Beförderung.

Gestern sah ich einen Menschen, den dieser Leuchterträger, höchst ungerechter und lächerlicher Weise, auf fünf Jahre, als des Meuchelmords überführt, zu den Galeeren verdammt hatte. Dieser Unglückliche, Namens Lorenzo, litte seine Strafe, Trotz der Bemühungen des Intendanten zu Toulon, und des allgemeinen Wderspruchs.

Seine Unschuld kam auf eine ganz eigene Art am Tag.

Einsmal als er im Arsenal zu Toulon war, sagte ein anderer Galeerensclave zu einem seiner Kammeraden; „der Anblick dieses „Menschen ist mir unerträglich!“ — Warum? — „Er ist auf den Galeeren, weil er „den und den umgebracht haben soll, und ich „habe es gethan.“ — Lorenzo hörte es; welch' ein Augenblick für ihn! Er läuft auf den Galeerensclaven zu, dringt in ihn, beschwört ihn, das Zeugniß von seiner Unschuld auf das eiligste sichern Händen anzuvertrauen. — Aber die Seele des Elenden hatte sich schon wieder dem Mitleiden verschlossen, und der Furcht geöfnet. Lorenzo hatte, mit Erlaubniß seiner Vorgesetzten, die Standhaftigkeit, ganze zwey Jahre dem nicht von der Seite zu weichen, der den Beweiß seiner Unschuld in sich verwahrte; er erhielt es, daß er mit ihm an Eine Kette geschlossen wurde: er begleitete ihn ins Spital; was sagte er ihm nicht Alles in diesen zwey Jahren, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, um ihn zu rühren, und rührte ihn nicht. Endlich gelang es ihm, nach Verlauf

der zwey Jahre, durch bitten und Thränen, die Seele des Bösewichts von neuem zu erweichen, sein Gewissen zu wecken, und ihm zum zweytenmale das wichtige Geheimniß zu entlocken. Es waren Zeugen in der Nähe; man schrieb seine Aussage nieder und brachte sie dem Intendanten. Dieser ließ auf der Stelle den Schuldigen in Ketten werfen. Eine unkluge Strenge! der Bösewicht wiederrief Alles.

Die fünf Jahre Galeerenstrafe sind verstrichen, und Lorenzo ist wieder frey.

Und aus welchem Grunde war er zu dieser Strafe verurtheilt worden? Eines sehr unbedeutenden Anzeigens, eines bloßen Anzeigens wegen! der Ermordete hatte neun Louisd'or in seiner Tasche gehabt; man nahm drey Männer in Verhaft, von denen Lorenzo einer war, und fand bey jedem drey Louisd'or. Das sind, schloß man, die neun Louisd'or, und folglich die drey Mörder. Man verdammte sie alle drey auf die Galeeren, wo zwey von ihnen gestorben sind — — Es ist die Geschichte des **Danglade**, die Geschichte der Indicien, die Geschichte aller peinlichen Gerichtshöfe, ausgenommen der englischen. Die englischen Gesetze

scheuen

scheuen sich, zu verdammen; die französischen scheuen sich loszusprechen.

Der unglückliche Lorenzo will nach Rom gehn, sich zu den Füßen des Pabstes werfen, und um die Revidirung seines Prozesses bitten. Man sagt, der Pabst sey menschlich.

Ich habe eine Bemerkung gemacht. Menschliche Menschen glauben schwerer an Verbrechen, und betrügen sich weniger. Menschlichkeit ist ein Licht, das Klarheit verbreitet.

Toulon.

Da mich mein Weg durch Toulon geführt hat, so muß ich euch wohl ein Paar Worte von dieser Stadt schreiben.

Sie ist eine ziemlich hübsche Stadt, und regelmäßig gebaut. Tausend Bäche stürzen sich von den Felsen und Bergen, an welche sie sich lehnt, und durchströmen sie von allen Seiten. Eine Menge Brunnen sammeln und verbreiten das Wasser dieser Bäche; man möchte die Stadt Toulon für einen Brunnen halten. Dieser Ueberfluß an Wasser macht sie etwas kälter im Winter, aber kühlt den Sommer.

Der Hafen ist bewundernswürdig. Ich sah hier das Kriegsschiff, der Held, den der Herr von Suffren*) geführt hatte. Dieses Schiff hat seinen Namen nicht usurpirt.

Ich habe mich hauptsächlich mit der Polizey der Galeeren beschäftigt.

Die Galeerensclaven werden zu Toulon nicht gemißhandelt. Sie arbeiten und werden bezahlt. Es ist schrecklich! aber es giebt vielleicht zehn Millionen Menschen in Frankreich, die glücklich seyn würden, wenn sie auf den Galeeren wären, ohne darauf verdammt zu seyn.

Kaum hatte, von diesen, ein Galeerensclave seine Zeit ausgehalten, und war entlassen worden, so kam er schon wieder; aber seit kurzem lassen die Tribunale, die Toulon versehn, die von neuem Straffällige hängen, statt sie zurück auf die Galeeren zu schicken.

Die Anzahl der Galeerensclaven ist sich fast alle Jahre gleich, das heißt, es werden fast alle

*) Dieser französische Admiral, der in Ostindien die Ehre der französischen Flagge, im letztern Kriege so glänzend behauptete, ist am Schluß des Jahrs 1788 zu Paris gestorben.

alle Jahre dieselbe Anzahl Verbrechen begangen. So tritt ohngefähr täglich einerley Quantität Wasser in ein Schiff, und die Arbeit an der Pumpe, ist täglich dieselbe; aber, wenn das Schiff besser, die Fugen dichter, die Aufsicht wachsamer wären, so würde täglich weit weniger Wasser ins Schiff dringen können.

Ich habe das Protokoll der Galeeren durchblättert. **Kinder von dreyzehn Jahren sind zu den Galeeren verdammt, weil sie bey ihren Vätern angetroffen wurden, die des Schleichhandels überwiesen waren.** Meine Augen haben es gelesen: **weil sie bey ihren Vätern angetroffen wurden.** Also, wenn sie nicht bey ihnen angetroffen worden wären, so würde man sie nach Bicetre gethan haben. Das ist der Codex des Fiscus! das die Nachsicht für den Fiscus. Man hat ihm unschuldiges Blut verkauft, und man schweigt!

Ich sah viele von diesen Kindern; und meine Augen füllten sich mit Thränen, und Unwillen empörte meine Seele; ich gab mich nicht zufrieden, als in der Hoffnung, nicht ehe zu

ster-

sterben, als bis ich alle die Verbrechen unsrer Criminaljustiz angeklagt hätte. Ach! könnte ich dazu beytragen, diese jungen, unschuldigen Hände, von diesen abscheulichen Fesseln zu befreyen!.... ich hoffe es!

Ich las auch in dem Protokoll: **Wegen Spitzbüberey und eines starken Verdachts von Meuchelmord, ewig auf die Galeeren.**

Ferner las ich: wegen Spitzbüberey und betrüglicher Hintergehung vieler ehrlichen Leute; hundert Jahre auf die Galeeren. Dieses Urtheil hatte die Obrigkeit zu Zweybrücken gefällt. Frankreich leiht einigen deutschen Fürsten seine Strafen.

Wegen starken Verdachts eines Meuchelmords, und eines Diebstahls mit Einbruch; ewig auf die Galeeren.

Theuer wollte ich eine Abschrift der Galeerenprotokolle bezahlen. Sie geben so viel Licht! Man könnte nach ihnen den Ueberschlag der blutigen Erndte machen, welche jährlich in Frankreich das vertilgende Schwerd der peinlichen Justiz, in seinen verschiedenen Tribunalen, hält.

Ein sonderbarer Vorfall stürzte, vor einiger Zeit, die Galeerensclaven in tiefe Verzweiflung. Der Intendant des Seewesens bekam Befehl, die Deserteurs, Schleichhändler und Missethäter, in drey verschiedene Klassen abzusondern. Man hätte glauben sollen, daß sich die Deserteurs und Schleichhändler über diese Absonderung freuen würden; aber ihre Verzweiflung war äußerst groß.

Alle Galeerensclaven sehen sich, durchaus, mit einerley Auge an: denn Unglück ist wie der Tod, es macht alle Menschen gleich. Die Galeerensclaven sind alle unter sich, nur Unglückliche; Schwache, die den Stärkern untergelegen haben. Man rühmt sich der Größe einer Schandthat, statt über sie zu erröthen; man hat dem Feinde mehr Schaden gethan, man ist listiger oder herzhafter gewesen. Die Deserteurs und Schleichhändler verachten also die Missethäter nicht, und durch die anbefohlene Trennung, büßten sie manche Vortheile ein; der einen starken Kammeraden; der den Gefährten, der mit ihm unglücklich, oder an dessen Stimme und Blick er gewöhnt war. Bittre Thränen, Thränen aus dem Herzen geweint, flossen bey der Annäherung dieser Trennung.

Der

Der Intendant gestand verschiedenen Galeerensclaven die Gnade zu, an Einer Kette mit einander leben zu dürfen.

Denkt darüber nach! Ergründet diese neue Tiefen des menschlichen Herzens.

Nizza.

Nizza liegt auf einem Amphitheater von Felsen, das ein wenig ins Meer vorsteht. Es ist mit Bergen umringt, die sich unmerklich herabsenken, und, allen die vorüberwandeln, reizzende Landhäuser zeigen, die mit Oelbäumen, Maulbeerbäumen und Obstbäumen von allen Arten, aber sonderlich mit Citronen- Limonien- und Orangenbäumen bedeckt sind. Es ist ein Reichthum, oder vielmehr der größte Reichthum des Landes. Es giebt hier Privatpersonen, die jährlich über 300000 Orangen, und 150000 Citronen bekommen. Kurz das Land ist, wie man hier selbst sagt, das Land der sauern Früchte.

Die Landhäuser um Nizza sind mit Engländern, Franzosen, Deutschen bevölkert. Jedes Landhaus ist eine Kolonie. Aus allen Län-

dern

dern der Welt flüchtet man sich vor dem Winter hierher. Nizza ist im Winter eine Art von Treibhaus für schwächliche Gesundheiten.

Der Winter dauert hier selten über zwey Monate, und ist nie zu hart. Zwar weht von Zeit zu Zeit ein Nordwind von den Gipfeln der Berge, und inkommodirt den Lenz und den Herbst, und selbst den Sommer.

Herr Thomas *) hat hier des Tags vier oder fünf Stunden Leben, das heißt, vier oder fünf Stunden des Denkens und Studirens gewonnen. Er beschäftigt sich zu sehr mit dem Ruhme. Seit dreißig Jahren arbeitet er, Tag und Nacht, an seiner Statüe.

Ich sah hier rührende Engländerinnen, reitzende Engländerinnen. Als sie hier ankamen, waren sie sterbend; in Nizza's Luft sind sie wieder aufgeblüht. Winkelmann, der so strenge, so ungerecht gegen die Gestalten der englischen Damen ist, würde gewiß einige Nachsicht gegen die Gestalt der Mistriß B.... gehabt haben; aber in Mistriß B.... sind auch alle Rosen Frankreichs und alle Lilien Englands, alles Intressante der Damen

*) Dieser Gelehrte ist seitdem gestorben.

men ihres Landes, und alle Reize der Damen unsres Landes, vereint; sie macht, daß man fast ihr ganzes Geschlecht vergißt. Sie hat mich Nizza vergessen gemacht.

Die Policey ist in den Händen des Militairs, was der französische Consul sehr gut, und der Viceconsul sehr übel findet. Der erste ist Consul, der zweyte Viceconsul.

Der Erzbischof hat die Aufsicht über das Bücherwesen; ihr könnt leicht denken, wie frey der Buchhandel ist.

Boileau's Werke werden nicht öffentlich verkauft.

Zu Nizza giebts keine Sitten, wenig Religion, aber viel Andächteley, das heißt, Scheinheiligkeit.

Wir wollten diesen Morgen nach Genua unter Segel gehn, allein in der Nacht fiel Schnee, und der Wind drehte sich. Was uns tröstete, war das Vergnügen bey Herrn Thomas zu speisen, und den ganzen Tag bey ihm zuzubringen. Unser „Dine“ endigte sich zu geschwind. Herr Thomas war äußerst liebenswürdig. Wir ließen alle unsre schönen Geister, alle unsre Regula-

putationen, alle unsre Köpfe, die denken, oder zu denken wähnen, die Musterung passiren. Beym Dessert kam die Rede auf Italien, auf das schöne Geschlecht, und auf den Frühling. Herr Thomas hatte einen Augenblick die Nachwelt vergessen, und machte uns Entschuldigungen wegen des gefallenen Schnees. Das ist ein Zufall, dem das Klima von Nizza sonst nicht unterworfen ist. Wir lachten, tranken, schwatzten, und schieden ungern von einander.

II.
Die Insel, wie es noch keine gab.

Es giebt der Unglaubigen so viel in der Welt, daß ich in voraus überzeugt bin, diese Erzählung, so wahr sie auch immer ist, wird in den Augen der Leute, die an allen zweifeln, für einen Roman gelten. Aber der Mann, welcher Wahrheit sucht, und Entdeckungen macht, die seinem Jahrhunderte Ehre bringen, muß

nichts hören, als inneres Gefühl, und die albern Anmerkungen, die unüberlegten Beurtheilungen der Thoren verachten. Sieht man nicht Leute genug, die aufgeklärt seyn wollen, und doch bis diese Stunde an den Wirkungen, und dem großen Nutzen des thierischen Magnetismus zweifeln, am Ende gar behaupten, um Krankheiten zu heilen, müsse man den menschlichen Körper kennen, Anatomie, Physik, Chimie und Botanik studiren. Das ist gerade so, als wenn ich sagte, um zu lieben ist es gut, wenn man den **Ovid** und den **Bernand** gelesen hat, da doch, (wie alle Welt gesteht) Leute von 20 Jahren, welche diese Bücher nie gesehen haben, mehr in der Liebe leisten, als Greise von sechzig Jahren, die sie zwanzigmal lasen und wieder lasen. Man frage nur (vorzüglich das weibliche Geschlecht) ob Einbildungskraft, die bis auf einen gewissen Punkt gespannt worden, in der thierischen Oekonomie, nicht die außerordentlichsten Wirkungen hervorbringen kann. Alle Welt weiß es, daß unsere fünf Sinne sich auf einen einschränken lassen, und der ist das Gefühl. Durchs Gefühl entstehen die Wunder des thierischen Magnetismus, daher muß man an diese

Wun-

Wunder glauben, und daher ist meine Erzählung kein Roman. Mir scheint es, daß dieser Schluß recht gut paßt; ich werde mich daher ohne weitere Umschweife zur Sache wenden.

Der Ritter de l'Etoile war aus einem vornehmen Geschlechte, und, im zwanzigsten Jahre Herr eines großen Vermögens, und hatte einen solchen entschiedenen Geschmack an den Wissenschaften, daß er, aller seiner Herzhaftigkeit ohngeachtet, den Titel eines Philosophen, dem Titel eines Obristen vorzog. Er lernte englisch und italienisch, studirte Physik und Chimie, brachte eine schöne Naturaliensammlung zusammen, und putzte sogar sein Boudoir, das er doch nicht wenig liebte, damit auf. Die Anschaffung dieser herrlichen Naturprodukte aber hatten sein Vermögen sehr geschmolzen. Er trat einen Theil seinen Freunden ab, verkaufte den Ueberrest um den vierten Theil des Werthes, und schiffte sich nach Indien ein. Seine Absicht war, Indostan zu durchkreutzen, die berühmten Braminen zu beobachten, und bey ihnen ihre Kenntnisse, ihre Lehrsätze und ihr Alter zu studiren. Mit der größten Sorgfalt hatte er eine Kiste mit Allem

dem gefüllt, was ihm zu seinen Beobachtungen nützlich seyn konnte, und auch darunter einen vollständigen Luftballon mit allen seinen Zubehör nicht vergessen.

Nach einer sechsmonatlichen, bald mehr, bald weniger beschwerlichen Schiffarth, legte man an einer Insel an um Wasser einzunehmen, und weil der Kapitain ein bischen in der Karte irre geworden war; so nennte er sie die Cocosinsel, wegen der vielen Bäume dieser Art, die da gefunden wurden. Jedermann stieg ans Land, um diese heilsame Frucht zu genießen, und die Matrosen hieben der Kürze wegen die Bäume um. Es war eine gänzliche Windstille, und es schien gar nicht, als ob sich der Wind änderen wolle; der Chevalier de l'Etoile ließ seinen Ballon und die Kiste ans Land bringen, die alles enthielte, was er zu seinen Experimenten brauchte. Er füllte den Ballon mit brennbarer Luft, hieng die kleine Gondel unten an, und setzte seine Kiste hinein, weil sich kein Begleiter finden wollte. Mit einer Unerschrockenheit, welche die Bewunderung der ganzen Equipage heischte, stieg er majestätisch in die Höhe, und bald hatte man ihn aus dem Gesichte verloren. Ein Luftzug, den der Chevalier wahrschein-

scheinlich nicht mit in Rechnung gebracht hatte, führte ihn über unermeßliche Felsen hin; und Fregatte und Cocosbäume waren verschwunden. Er nahm sein Fernglaß, und sah daß diese Felsen ein Land umschlossen das reitzend schien, und da die Sonne anfieng unter zu gehen, so verminderte er die brennbare Luft und ließ sich so sanft wie möglich auf einer der reitzendsten Wiesen nieder. Nachdem er seinen Ballon an einen Baum befestigt hatte, so schaute er sich um, und sah überall die reichhaltigste, schönste Natur. Nichts machte ihm so viel Vergnügen, als die schönen Früchte, mit welchen die Bäume überladen waren, denn er fand sie vortreflich.

Nachdem der Chevalier sich wieder ein Bischen gesammelt, und seine Kräfte hergestellt hatte; so begann er durch Gebüsche zu wandeln, deren Blüthen die Luft mit Wohlgerüchen füllten, und die von Bächen getränkt wurden, deren Wasser klärer war als Kristall. Aber wer malt sein Erstaunen, als er an den Ufern einer Quelle drey oder vier junge Mädchen von himmlischer Gestalt erblickte. Sie waren in leichte Zeuche gekleidet, und die schönsten Haare von der Welt rollten über die Schultern herab, die aus Lilien und Rosen geformt zu seyn schienen.

Sie wollten fliehen als sie den Chevalier ansichtig wurden, aber als er ihnen in italienischer Sprache zurief, so erwarteten sie ihn, und antworteten ihm in der nämlichen Sprache. — „Schöne Frau, wir wissen nicht, wer sie sind, und wie sie in die Staaten Celestens, unserer Beherrscherin kommen?“ — Schöne Frau! sagte er halb laut und auf französisch; Sie halten mich für ein Weib! — Und was wären sie denn sonst? antwortete eine andere von den Mädchen in derselben Sprache. — Sollte ich denn die einzige Mannsperson hier seyn, murmelte der Chevalier auf englisch. Was nennen sie Mannsperson? fragte sogleich eine ebenfalls auf englisch. Wir kennen kein Thier das diesen Namen hätte, und nach ihrem Ansehn zu urtheilen, Madam! können sie nichts anders seyn, als ein Weib, und zwar ein Weib von der geringern Klasse des Pöbels, wie wir auch sind, denn die Natur gab ihnen eben solche Haare wie die unsrigen. — Und haben denn die großen Damen dieses Landes keine Haare? Ah! was für eine sonderbare Frage! unsere Beherrscherinnen Haare, rief die jüngste der Mädchen mit Lachen! Wissen sie dann, daß sie nichts als Federn haben. — Federn! auf dem Kopfe, statt der Haare? —

Warum

Warum nicht? Man sieht, daß sie eine Fremde sind, und als solche wollen wir sie unserer Königin vorstellen. Sie werden sie gewiß durch ihre „Naivetät" belustigen. Der Ritter war, nicht ohne Grund, wie aus den Wolken gefallen, als er seinen Führerinnen folgte, die sich mit jedem Augenblicke so vermehrten, daß er auf die Letzte keinen Schritt mehr thun konnte. Man hörte tausend Fragen, oder vielmehr man hörte gar keine. — Was für ein sonderbares Mädchen! Wo kommt sie her? was ist das für ein eigner Anzug? Spricht sie wie wir? hat sie ihren Namen gesagt? Ist sie fromm oder böse? Unter solchen Ausrufungen kam der Ritter an die erste Pforte eines Palastes, dessen Schönheiten und dessen Reitze ich nicht beschreiben kann, so gerne ich auch wollte. Er hat die Zeichnung davon mitgebracht, und man wird sie in einer weitläuftigern Beschreibung seiner Reise finden. Eine von den jungen Mädchen hatte die Ankunft des Ritters gemeldet, und er wurde dreyen Hofdamen vorgestellet, die von einer ungewöhnlichen Größe waren, und ihn alle zugleich fragten. Für Erstaunen konnte er nicht antworten. Haare, Augenbraunen alles waren Federn von verschiedner Farbe. Die,

welche die vornehmste von ihnen zu seyn schien, hatte mordoree Federn, und trug an ihrer Seite drey kleine blaue Federn, die in einen Diamant eingefaßt, und so krause waren, daß es die entschiedenste Unmöglichkeit gewesen wäre, ihnen eine grade Richtung zu geben. In der Folge erfuhr der Chevalier, daß dieses der Orden der Celeste sey. Eine Hofdame hatte eigens den Auftrag, diese Federchen in der Zeit der Mause zu sammeln, und nur wenige konnten sich dieses Unterscheidungszeichen rühmen, das auf dieser Insel den Damen ein sehr großes Ansehen gab. Als endlich der Chevalier einen Augenblick erwischen konnte, um zu antworten, erzählte er diesen Damen, wie er in die Luft gestiegen sey, und wie er die Schönheit ihres Landes entdeckt, und sich in solches heruntergelassen habe. Uebrigens bat er sie, ihn der Beherrscherin dieses Zauberlandes vorzustellen. — Mährchen über Mährchen! rief stolz die Dame mit den drey Federchen aus. Ein Mädchen aus dem Pöbel will in die Luft steigen! Sie heftet uns einen Roman auf, versetzte die zweyte, deren Federn meergrün waren. Unterdessen antwortete eine dritte voller Sorglosigkeit, ihr Anzug, ihr Betragen beweisen auch, daß sie nicht

in der Insel geboren worden, und ich glaube, wir wagen nichts, wenn wir sie auch unsrer Königin vorstellen. Nach vielen Streiten, und vorzüglich nach vielen verlornen unnützen Reden, entschloß man sich den Chevalier zu Celesten zu führen. Er wurde durch eine Reihe von Zimmern gebracht, die alle mit den schönsten Federn ausgeziert waren. Kostbare Steine von verschiedner Farbe hoben den Glanz der Meublen, die Fußböden waren mit Federn belegt, die eingelegter Arbeit ähnlich sahen, und deren Gestalt bis ins Unendliche sich vervielfältigte. Die erste Hofdame benachrichtigte den Chevalier, daß er mit Celesten nicht anders als knieend reden dürfe, denn das müsse jedes Mädchen aus der Klasse des Pöbels thuen, welche Haare auf den Köpfen und an den Augenbraunen hätten.

Man öfnete zwey Flügelthüren, von Federn, und dem Chevalier vergieng die Sprache, als er auf einen Sopha, von lilla Federn eine wirklich himmlische Schönheit nachlässig sitzend erblickte. Ihr Nymphenwuchs, und ein Teint von Lilien und Rosen wurden von Federn gekrönt, die das schönste Himmelblau von der Welt hatten. Schöne gewölbte Augenbraunen, von der nämlichen Farbe; große schwarze Augen,

gen, die bey einem gewissen Ansehen von Mattigkeit doch von Feuer funkelten; ein Mund, den ein sanftes Lächeln aufschloß, um zwey Reihen von Perlen zu zeigen; alles das füllte den Chevalier so mit Bewunderung, daß er wie eine Bildsäule da stand. Ein leichter Schlag mit der Ruthe von der mordoreen Dame erinnerte ihn an seine Schuldigkeit. Er knieete gleich nieder und machte Celesten ein Kompliment, das eben nicht die übelste Wendung hatte, und indem er von dem Glücke, an so einem schönen Orte zu seyn, und von dem Vergnügen, sprach, so viele Schönheit mit so vieler Grazie gepaart zu sehen. Celeste fragte die Hofdame mit einigem Erstaunen, ob sie wohl verstanden hätten, was dieses Mädchen gesagt habe. — Nicht ganz, antwortete die eine. —

Hör' einmal Kleine, sagte die Dame zum Ritter, du kannst jede Sprache reden, wir verstehen sie alle, aber du hast Celesten und uns mit zwey Worten in Verlegenheit gesetzt, die uns unbekannt sind. Was heißt Glück und was heißt Vergnügen? Kannst du uns davon einen Begriff geben? Nichts leichter, versetzte der Chevalier. Glück ist es meine Damen sie

zu

zu sehen, und unter den Gesetzen Celestens zu leben; das größte Vergnügen würde es seyn, ihnen zu gefallen, hingegen auch das größte Unglück, wenn man sie wieder verlassen müßte. Unglück! wieder ein fremdes Wort, aber wir begreifen es aus der Erklärung der anderen beyden. — Sie hat ein gewisses Feuer in ihren Augen, sagte Celeste, das ich noch bey keiner von uns bemerkt habe. Jammerschade, daß ihr die Natur Haare gab. Man hätte was aus ihr machen können. Ich will, daß man für sie sorge, und daß sie so nahe an meinem Pallaste wohne, als es möglich. Jetzt kann sie gehen und ausruhen. Morgen bringt mir sie in den Rosenpavillon. Ich bin sehr neugierig zu wissen, wo sie her kommt, und wie sie unsere Felsen übersteigen konnte. Sie hat etwas besonderes, das mir gar nicht übel gefällt. Der Ritter machte eine tiefe Verbeugung, und wurde in ein sehr bequemes Zimmer gebracht, das nahe am Pallaste stieß. Er bekam sechs junge Mädchen mit Haaren zur Bedienung, die den Befehl hatten, ihm alles zu geben, was er verlange. Der Chevalier, der das Alles für einen Traum hielte, bat diese Mädchen ihm seinen

nen Ballon zu holen und hauptsächlich die Kiste, die seine unentbehrlichsten Sachen enthielte. Es wurden gleich ein Dutzend Mädchen fortgeschickt, die schwarze krause Haare hatten, und für schwere Arbeiten bestimmt waren. Noch den Abend bekam er alles. Auf sein Verlangen wurde der Ballon aufgehangen, und die Kiste in sein Zimmer gebracht. Man trug ihm die schönsten Früchte aller Art auf. Ist das die einzige Speise, die man hier zu Lande genießt? sagte er zu den Mädchen, die sich zu seinem Dienste herbey drängten. — Die einzige! und was möchten sie denn sonst essen? — Ich bewohnte ein Land, wo man Fleisch ißt, Wildpret, Geflügel. — Ach das garstige Land! das ist unglaublich. — Alles hängt von der Gewohnheit ab. Ist man hier oft krank? — Niemals: man ist immer so wie sie uns sehen. — Wie? immer jung? — Ohne Zweifel. — Aber man stirbt wahrscheinlich so wie überall. Es wird behauptet, daß wir von tausend Jahren zu tausend Jahren uns wieder verjüngen, nachdem wir vorher in der Luft verdunstet sind. Der Phönix legt ein Ey, aus welchem unsere Königin wieder hervorkömmt; andere seltene Vögel geben den Hofdamen ihr Daseyn wieder,

und

und wir andere Weiber, bestimmt vom Schicksal ihnen zu dienen, entstehen von neuem aus den Eyern gewisser raucher Raupen. Daher kommen die Haare auf dem Kopfe, welche die Klasse des niederen Volks bezeichnen. — In Wahrheit, Mamsells, alles was ich sehe, und was sie mir da sagen, scheint unglaublich. Dürfte ich fragen, seit wie lange ihre reitzende Beherrscherin aus ihrem Phönixeye hervorgekrochen ist? — Das können wir ihnen auf den Punkt sagen, denn wir zählen sehr richtig, und die Zeit wird uns so lang, wie unsere große Damen. Celeste hat nach sehr sicherer Rechnung sechshundert und funfzig Jahre: mithin hat sie sich noch, nach der angenommenen Meynung, drey hundert und funfzig nach der Verwandlung in feiner Luft zu sehnen. Wir andere vom Pöbel haben ein Bischen mehr Geduld, und es entschädigt uns für unsere Dienstbarkeit, wenn wir sehen, daß der Hof unserer erlauchten Beherrscherin noch mehr Langeweile hat, als wir. — — Die Stunde des Schlafengehens war unterdessen gekommen. Man schlug dem Chevalier vor, ihn auszukleiden, allein er verbat es sehr, und wollte allein seyn. Ohngeachtet des besten Bettes von den feinsten

Pflaumen schlief der Chevalier kaum zwey Stunden. Sein Kopf schwindelte ihm dermasen, daß er fast seinen Augen und Ohren nicht mehr traute. Seufzend sagte er oft zu sich selbst, warum habe ich keinen Zeugen von dem was ich sehe? Wenn ich einmal nach Paris zurück komme, so finde ich doch bey alle dem süßen Hange zum Wunderbaren und zu neuen Entdeckungen Unglaubige genug, und das vielleicht gar in unseren Akademien. Dies Wort Akademie errinnerte ihn an Lobreden, und die Idee von Lobreden verschafte ihm die Paar Stunden Schlaf, deren er so sehr bedurfte. Er stand mit dem Tage auf, der auf dieser Insel immer schön ist. Die Felsen, die sie umringen, sind von einer solchen unermeßlichen Höhe, daß nie eine Wolke über ihre Gipfel schlüpfen kann.

Zum Glücke hatte der Chevalier alles bey sich, was zu seiner Toilette erfodert wurde, und machte den Anfang damit, daß er sich so glatt wie möglich den Bart abnahm: eine Sache, die in diesem Lande, wo man die Haare verabscheut, von äußerster Nothwendigkeit war. Mit möglichster Sorgfalt zog er sich an, und gab sich alle Mühe eine Figur herauszuputzen, die im Grunde dazu keiner fremden Hülfe bedurfte.

Doch

Doch ein Bischen Kunst schadet niemalen. Nach dem Frühstücke wurde ihm gemeldet, daß Celeste seiner in dem Rosenpavillon warte, wohin ihn eine Hofdame führte, die sich, der hergebrachten Etiquette nach, sogleich entfernte, wie er eingetreten war. Er wollte beym Eingang das gewöhnliche Ceremoniel beobachten, allein Celeste sagte zu ihm mit vieler Güte, daß er sich ihr gegen über auf ein Tabouret setzen solle. Ist es möglich, dachte er bey sich, daß eine Dame sechshundert Jahre alt seyn kann, sie, die frischer aussieht, als alle die Rosen um sie her? Man würde kaum auf achzehen rathen. — Sie haben meine Neugierde in einem solchen Grad rege gemacht, sagte Celeste, wie noch nie geschehen ist. Entdecken sie mir ihr Land und ihren Namen liebes Mädchen! — Madame ich bin aus Frankreich gebürtig, das meiner Meynung nach eins der schönsten Länder auf der Welt ist, und nenne mich den Chevalier de l'Etoile: übrigens bin ich weder Mädchen noch Weib. — Und was sind sie denn? — Ich bin eine Mannsperson. — Eine Mannsperson! Sind sie in Ansehung des Verstandes? auch von unsrer Art? — Nicht immer Madam. — Eine Mannsperson!..... haben sie

auch Frauenzimmer in ihrem Lande? — Ja Madam, aber wenige, die so schön wären wie sie. — Ohne Zweifel haben sie keine Haare auf dem Kopf wie sie? — Um Verzeihung Madam! die Haare sind eine ihrer schönsten Zierden. Wenn sie Federn auf ihren Köpfen tragen, so geschieht das blos zum Putze, und der verändert sich sehr oft. Es ist ein seltener Fall, sie acht Tage lang mit einerley Kopfputze zu sehen. — Ich würde auch herzlich gerne diese Mode annehmen, denn immer das nämliche Einerley, wahrhaftig, das macht das Leben unausstehlich lang. — Ah Madam! welch' ein Glück, wenn die Damen meines Landes das Geheimniß ausspüren könnten, ihre Jugend und ihre Reitze, wie Sie, zu verewigen. Ihrer Meynung nach flieht das Vergnügen nur zu geschwinde.... Vergnügen, Glück; ohngeachtet der Uebersetzung, die sie mir gestern davon gaben, sind mir diese beyden Worte doch noch nicht aus dem Kopfe gekommen. Ich habe die ganze Nacht dran gedacht. Erklären sie mir doch ihren wahren Sinn etwas bestimmter. — Ein Gelehrter meines Landes hat uns einen sehr guten Begriff davon gegeben. Er sagt, Glück ist der ruhige Zustand, der uns in einen

beständigen Zufriedenheit läßt; und Vergnügen ist jenes lebhafte augenblickliche Gefühl einer gespannten Seele — . . . . So wähle ich Vergnügen! rief Celeste mit einer ungewohnten Lebhaftigkeit. Aber wie bekommt man das Vergnügen? — Wenn man liebt und geliebt wird. — Und wie liebt man? —, Ach Madam! wenn der Respekt nicht ein Gefühl unterdrückte! . . . Nichts von Respekt, er drückt mich zu Boden! . . . Während dieser Zeit hatte der Chevalier Celesten mit solchen elektrischen Augen angesehen, daß sie ihren Glanz kaum auszuhalten vermochte. Denn als Physiker kannte der Chevalier die ganze Kraft der Elektricität in Verbindung mit dem thierischen Magnetismus, und stürzte zu den Füßen Celestens; doch blieb er nicht lange in dieser Stellung, weil sie höchst unbequem war. Die Unterhaltung wurde unendlich lebhafter und interessanter.

Nachdem sie eine halbe Stunde gedauert hatte, hob Celeste ihre schönen blauen Augen gen Himmel, dann blickte sie den Chevalier zärtlich an, und rief aus: Nein du bist kein menschliches Geschöpf: du bist gewiß der göttliche Phönix, von dem man so viel bey uns erzählt, und ich befehle, daß deiner Haare ohngeachtet,

womit du wahrscheinlich nur aus unbekannten Gründen deinen Kopf verunstaltet hast, du auf dieser Insel so verehret werden sollst, wie du es verdienest. — Alle Vorstellungen und die heiligsten Versicherungen des Chevalier, daß er nicht der Phönix sey, halfen nichts, Celeste versammelte ihren gefiederten geheimen Rath, und brachte in ihrem Vortrage so viel Lebhaftigkeit und so viel Beredsamkeit, daß er einstimmig genehmigt wurde. Alle wurden überredet, daß der Chevalier wirklich der Phönix unter menschlicher Gestalt sey, aber ein Räthsel blieb es ihnen immer, warum er die Haarlocken des Pöbels den schönen Federn vorgezogen habe. Celeste sagte ihnen, es sey das ein heiliges undurchdringliches Geheimnis, und es wurde beschlossen, diesem neuen Gotte einen kleinen niedlichen Tempel zu bauen: Seit der Zeit wurde dem Chevalier so mit Anbetung und Respekt zugesetzt, daß er nach und nach tödliche Langeweile bekam. Auch Celeste fand ihn von Tag zu Tage weniger Phönix, und ob sie ihm gleich immer schön schien, so konnte der Chevalier doch nicht vergessen, daß sie schon sechshundert und funfzig Jahre auf den Nacken hatte, und bey dem Gedanken wurde ihm bange, es

möchte

möchte dahinter eine Art von Zauberey stecken. Celestens ewige Aufmerksamkeiten brachten ihn zur Verzweiflung, und sie fieng an sich zu beklagen, daß er sie weniger liebe als vorher. So oft er sich wegstehlen konnte, (und das geschah nicht selten), so durchstrich er die verschiedenen Distrikte dieser Zauberinsel, und bewunderte entweder die Mannichfaltigkeit der Bäume und Blumen, oder untersuchte die verschiedenen Manufakturen, wo Zeuche für die Damen verfertiget wurden, welche die Indischen bey weitem übertrafen. Sie kannten keine andere Farbe als die weisse, und das gab dem Lande das Ansehen der elysäischen Felder, welche die Dichter uns so richtig beschrieben haben. Der Chevalier wähnte manchmal im Reiche der Schatten zu seyn, ob er gleich, im wesentlichen, Celesten von andern Frauenzimmern in Nichts verschieden gefunden hatte, die blauen Federchen ausgenommen. Die Hofdame, welche mit dem Auftrage beehrt war, die blauen Federchen zu sammeln, die so sonderbar gekräuselt waren, fand ihrer jetzt mehr wie gewöhnlich, und es wurden daher eine Menge neuer Ordensglieder ernennt.

Celeste, die nie Launen gehabt hatte, fieng nun an Anwandlungen davon zu bekommen: Sie trieb nicht mehr die Arbeiter, welche am Tempel des Phönix arbeiteten mit dem vorigen Eifer an, und der sogenannte Phönix besuchte sehr oft seinen Ballon, den er jezt nicht für alle Schätze der Insel hingegeben hätte. Sein ehemaliger Geschmack an schönen lockigten Haaren verleitete ihn sogar sich mit Mädchen aus den niedern Klassen zu unterhalten, und die Damen, welche die Obliegenheit hatten über das Betragen des Phönix zu wachen, ermangelten nicht ihrer Königin die kränkendsten und oft ungetreusten Nachrichten zu hinterbringen. Der Aerger verwischte ihre Reitze, ihre schönen blauen Federn brauschten sich oft empor, und es gelang dem Phönix selten ihre Launen zu bannen. Aber er selbst erstaunte über die Langeweile, die ihn folterte. Ich bin kaum sechs bis sieben Jahre auf der Insel, sagte er gähnend, und ich möchte schwören, es wären so viele Jahrhunderte. Ich will doch einmal nachsehn, welchen Tag ich auf die Insel gestiegen bin. Er zog seinen Taschenkalender heraus, und fand zu seinem größten Erstaunen, daß noch nicht ein Jahr seit seiner Ankunft verflos-

sen war. Das ist zu arg, rief er aus, und ich sehe wohl, meine Phönixrolle wird mir noch das Leben kosten. Lieber will ich alles wagen, als den Tod der Langeweile sterben! —

Der Chevalier war mit seiner Sammlung von Seltenheiten nun zu Stande, und hatte sich sonderlich mit großen Diamanten versehen, aus denen man sich auf der Insel wenig machte. Er stellte sich, als wollte er Celesten und ihren Damen ein unbekanntes Schauspiel geben, und ließ seinen Ballon zurechte machen. Nachdem sich der ganze Hofstaat an dem bestimmten Tage versammelt hatte, setzte er sich in seine Gondel, und redete Celesten, so ehrerbietig als möglich, an: Madame sagte er, nie werde ich ihre Güte und ihre Federn vergessen. Sie hielten mich, troz alles meines Widerspruchs, für einen Phönix, ob ich gleich schon seit langer Zeit merke, daß meine Gottheit unendlich viel in ihren Augen verloren hat. Es ist nicht mein Fehler, daß sie sich täuschten, und ich hatte die Ehre ihnen in voraus zu sagen, daß Vergnügen, wenn es zu lange dauert, seinen Reitz verliere. Um ihre Wohlthaten zu erkennen, werde ich ihnen, wo möglich, aus Paris eine Anzahl Phönixe schicken, die gewiß alles anwen-

den werden, um ihnen und ihren gefiederten Damen zu gefallen, und ihre Insel zu dem reizzendsten Aufenthalte der alten und neuen Welt zu machen. — Bey den Worten kappte der Chevalier den Strick, an welchen der Ballon befestiget war, und so stieg er im Angesicht der klatschenden Menge in die Höhe, die ihn dringend bat, die neuen Phönixe nicht zu vergessen. In weniger als einer Viertelstunde hatte sich der Ballon über die höchsten Berge erhoben, und da der Wind günstig war, so ließ sich der Chevalier auf der Insel Bourbon nieder. Jezt ist er in Paris, und beschäftigt seinen Aufenthalt auf der Federinsel weitläuftig zu beschreiben, und die mitgebrachten Seltenheiten in Kupfer stechen zu lassen. Unter andern verwahrt er in einer großen Flasche, das Reiß von einem Baume, welches den Damen wenigstens auf ein Jahrhundert Jugend und Schönheit verleiht, und dieses Wunderreiß soll, wie er behauptet, noch eins von den geringsten der mitgebrachten Merkwürdigkeiten seyn.

III. Ein

III.

Ein Prophet

gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande!

Posse

in einem Akt,

nach Hollberg,

von

F. M—v.

Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus! — —

Juvenalis.

Personen:

Westphal, Leibchirurgus.
Madam Westphal, seine Mutter.
Gilbert, ein Apotheker.
Gotthard, sein Schwager, ein Kaufmann.
Leonora, seine Tochter.
Lisette, Leonorens Mädchen.
Leonhard, ein junger Arzt.
Heinrich, sein Bedienter.
Ein Notarius.
Ein Apothekerlehrpursche.

Die Handlung ist in der Residenz eines kleinen deutschen Fürsten.

Der Schauplatz ist ein Vorsaal im Hause des Apothekers.

Erste Scene.

Heinrich, Lisette.

Heinrich.

Guten Morgen Lisette, ist deine Mamsell schon aufgestanden?

Lisette. Schon längst. Aber weswegen frägst du darnach?

Heinrich. Mein Herr möchte es gerne wissen, weil er einen Besuch bey ihr abstatten will.

Lisette. Er will einen Besuch bey ihr abstatten?

Heinrich. Er selbst in eigner Person, scheint dir das so wunderbar?

Lisette. Jetzt freilich. Vor vier Wochen aber nicht sehr.

Heinrich. Warum denn eben jetzt, und nicht auch vor vier Wochen?

Lisette. Vor vierzehn Tagen bekam der junge Westphal das Patent als Leibchirurgus unsers Fürsten.

Heinrich. Und was hat denn sein Patent für Verbindung mit meines Herrn Besuch?

Lisette. Weiter keine, als daß seit eben der Zeit Demoisell Eleonora Gilbert, meine Gebieterin, mit des Herrn Leichirurgus Westphal Wohlgeboren versprochen ist.

Heinrich. Nun wahrhaftig die Verbindung ist stark genug. Was wird mein armer Herr sagen, wenn ich ihm das wieder erzähle? Ich muß doch gleich zu ihm gehn. Doch da kömmt er ja wohl selbst.

Zweyte Scene.

Doctor Leonhard, Vorige.

D. Leonhard. Heinrich, mit wem sprichst du da?

Heinrich. Mit dem Kammermädchen der Demoisell Gilbert.

D. Leonhard. Kann man ihre Mamsell zu sehn bekommen, liebe Jungfer?

Lisette. Ich will zusehn, Herr Doctor. (Will gehn.)

D. Leonhard. Warte sie doch noch einen Augenblick, liebe Jungfer. Eben höre ich ihre Mamsell sey schon vor vierzehn Tagen mit dem Leib-

Leibchirurgus Westphal versprochen worden. Kann sie mir nicht sagen, ob etwas wahres an der Sache ist?

Lisette. Leider ist es nur zu wahr.

D. Leonhard. Wie? — — O wie unglücklich bin ich nicht! Schon seit einem Jahre liebe ich die Demoiselle Gilbert von ganzen Herzen, meiner schlechten Glücksumstände wegen aber, habe ich es bis jetzt noch nicht gewagt, ihr meine Liebe zu erklären. Gestern bekam ich endlich die Nachricht von einer mir zugefallnen Erbschaft, und heute wollte ich — —

Lisette. Herr Doctor, in Liebesangelegenheiten muß man nie länger als vier Wochen mit seiner Erklärung zögern, und nun vollends 'm, ein Jahr, behüte! —

D. Leonhard. Aber liebe Lisette, ist denn mein Nebenbuhler so liebenswürdig, das Herr Gilbert so sehr will.

Lisette. Liebenswürdig nun wohl eben nicht aber erstaunlich aufgeklärt, die Jesuiten, den Magnetismus, die heimlichen Gesellschaften, die berliner Wochenschrift, alles das führt er beständig im Munde. Ja dieser Dinge wegen hat er der Mamsell noch nicht einmal seine Liebe erklärt.

D. Leon.

D. Leonhard. Wie, dieser Dinge wegen?

Lisette. Ja, denn so oft er herkam um von seiner Liebe mit ihr zu sprechen, gerieth er gewöhnlich auf eine seiner Lieblingsmaterien, worinn er sich dann die meiste Zeit so sehr vertiefte, daß er Liebe, Heirath und alles übrige vergaß.

D. Leonhard. O nun bekomme ich wieder Muth. Aber liebt denn Leonora den Leibchirurgus?

Lisette. Ob sie ihn liebt? Er ist ihr unausstehlich.

D. Leonhard. Wenn ich nur erst die Mamsell gesprochen hätte, und wenigstens wüßte wie sie meine Liebe aufnähme.

Heinrich. Ja lieber Herr, daran hätten Sie eher denken sollen. Doch da kömmt ja die Mamsell selbst.

Dritte Scene.

Leonora, Vorige.

Leonore. Was hast du denn hier zu schwazzen Lisette, ich suche dich schon seit einer halben Stunde! — Ei gehorsame Dienerin Herr Doctor, Sie wollen gewiß zu meinem Vater?

D. Leonhard. Verzeihen Sie Mademoiselle eigentlich kam ich her um mit Ihnen zu reden, aber ein gewisser Umstand, den ich eben erfuhr, macht daß — — ich mich Ihnen gehorsamst empfehlen muß.

(Geht ab, Heinrich folgt ihm.)

Vierte Scene.

Leonore, Lisette.

Leonore. Er will mich besuchen, und ein gewisser Umstand, den er eben erfährt, macht daß er sich wieder empfiehlt. Was will das sagen Lisette?

Lisette. Eben wollte er seine Liebe Ihnen erklären, deswegen kam er her. Er fragte ob ihre Versprechung mit dem jungen Westphal wirklich vor sich gegangen wäre, und da ich ihm dies bejahte, gieng er weg, weil er glaubt hier überflüßig zu seyn.

Leonore. Glaubt er das? (seufzend)

Lisette. Ja er glaubt es. (Macht es ihr nach)

Leonore. Dummes Ding, warum seufzest du?

Lisette. (Einfältig.) Weil Sie seufzen!

Leo-

Leonore. Aber warum hat er nicht eher seine Liebe erklärt, als heute? (seufzt wieder).

Lisette. Weil er nicht glaubte, daß Sie sich so bald verheirathen würden.

Leonore. Warum hat er doch so etwas geglaubt!

Lisette. Aber was liegt Ihnen daran, ob er's geglaubt oder nicht geglaubt hat.

Leonore. Mir? — — Mich wundert, wie ich dein albernes Geschwätz noch so lange habe anhören können. — Komm mit mir hinein Lisette, ich habe allerley für dich zu thun.

(Beyde gehn ab.)

Fünfte Scene.

Madam Westphal.

(Ruft, da sie eintritt in die Scene, zurück) Sag er nur seinem Herrn, daß ich hier bin, guter Freund, ich will schon so lange warten. — — Das ist doch sonderbar mit meinem Sohn. Schon seit 14 Tagen hat er mir versprochen mit Demoisell Gilbert über seine Liebe zu reden, und immer, wenn er wieder zu Hause kommt, und ich frage ihn; Nun mein

mein Sohn wie ists? so antwortet er; liebe Mutter, es waren Fremde in der Apotheke, da konnte ich nicht zum Zweck kommen, ich gerieth mit ihnen in ein Gespräch über die berliner Monatsschrift und den Magnetismus, und darinn verwickelte ich mich so, daß ich an meine Heirath nicht denken konnte. — Heute hat er mir nun endlich versprochen ein Ende zu machen. Ich will also deswegen nur erst vorher mit Herrn Gilbert das nöthige abreden.

Sechste Scene.

Gilbert, Madam Westphal.

Gilbert. (Gegen den Ort zu, wo er herauskömmt.) Hört ihr's Gesellen, daß alles fertig ist, wenn die Doktoren kommen! Sie wollen heute die Apotheke visitiren. (kömmt weiter vor) — Ich denke indeß, wenn nur Goldwasser und die Aquavite gut sind, so werden sie sich um das Uebrige nicht sehr bekümmern. Wenigstens hat der Doktor Herrmann immer auf diese Art meine Apotheke visitirt. Er fragt nur beständig, haben Sie jetzt ein gutes Sal volatile, Herr Gilbert? daß müssen wir pro-

biren, meine Herrn Collegen. Wenn hernach sechs Bouteillen Frontignak ausgetrunken sind; so ist die Visitation vorbey. (sieht Madam Westphal). Ah gehorsamer Diener, Madam Westphal, verzeihen Sie! (Complimente von beyden Seiten).

M. Westphal. Ihre Dienerin, Herr Gilbert! ich hätte etwas mit Ihnen zu reden.

Gilbert. Ich weiß schon, wegen der Heirath ihres Herrn Sohns. Je nun mir ist alles recht, wenn er nur erst mit meiner Tochter gesprochen hätte. Einen sonderbarern Liebhaber habe ich noch gar nicht gesehn. Da kommt er alle Tage her, spricht von zehntausenderley Dingen, davon ich nichts verstehe, nur von seiner Heirath, davon doch in jetzigen Zeiten jeder junge Mensch sobald er über achtzehn Jahr alt ist, schon deutlich und vernehmlich reden kann, hat er noch nichts gesagt.

M. Westphal. Er schweigt hiervon gewiß nicht aus Kaltsinnigkeit. Denn, das kann ich Ihnen sagen, er ist bis zum Sterben in ihre Mamsell Tochter verliebt.

Gilbert. Warum hält er denn aber nicht um sie an? Sie wissen, ich bin ein bischen grade zu und kann die langen Vorreden nicht leiden,

da schwatzt er immer vom Doktor Mesmer und Doktor Pichler, und will mir ihre Lebensbeschreibungen durchaus erzählen. Was gehn sie mich an? Ich danke dem Himmel, daß unser Fürst nicht auf den Einfall kömmt, sie herzuberufen, und mit in sein Collegium medicum aufzunehmen. Uebrigens mögen sie meinethalben in der Welt seyn oder nicht.

M. Westphal. Ich habe es meinem Sohn schon so oft gesagt, von seinem unnützen Geschwätz abzulassen. Er hat mir auch zugeschworen, heute ganz gewiß die Heirath zu Stande zu bringen.

Gilbert. Nun so mag er kommen, meine Tochter soll für ihn zu Hause seyn, er braucht nur nach ihr zu fragen. Ich selbst kann nicht mit ihm sprechen, weil die Apotheke visitirt werden soll. Lassen Sie ihn nur gleich herkommen.

M. Westphal. Sobald ich ihn sehe, soll er kommen.

(Gilbert geht ab.)

Siebente Scene.

Leibchirurgus Westphal, Madam Westphal.

Leibchirurgus. Ei liebe Mutter, Herr Gilbert geht da ich komme?

M. Westphal. Und darüber wunderst du dich, mein Sohn? Glaubst du denn, daß alle Leute das gern hören, was du ihnen beständig vorschnakst? denkst du, der Magnetismus, die berliner Monatsschrift, die exegetische, und was weiß ich, was sonst für Gesellschaften, Societäten und Versammlungen, sind für alle Leute so interessant als für dich! du sollst um die Tochter anhalten, deswegen wirst du ins Haus geschickt, deswegen gebe ich mir alle Mühe die Leute zufrieden zu sprechen. Wenn deine Aufführung sie verdrüßt, und du kömmst hier alle Tage her, und verdirbst, statt zur Hauptsache zu kommen, ihnen die Zeit mit deinem unnützen Geschwätz?

Leibchirurgus. Liebe Mutter, werden sie doch nicht so zornig! wenn ich auch von gelehrten Sachen die Leute angenehm unterhalte, so verderbe ich ihnen doch die Zeit nicht durch unnützes Geschwätz. Sie sprachen eben vom Magnetismus. Hören Sie nur ob ich unnützes

Geschwätz mache. Als ich in Strasburg war, und den Marquis de Puysegur besuchte.

M. Westphal. Ei was kümmert mich der Magnetismus, Strasburg und der Marquis de Puysegur. Sprich vernünftig von Dingen, wovon du sprechen mußt, oder wenn du das Mädchen nicht haben willst, so sag's gradezu und damit auf und holla, aufdringen wird man sie dir nicht, es sind noch mehr Männer in der Stadt als du!

(Geht ab.)

Achte Scene.

Leibchirurgus Westphal, hernach ein Apothekerpursche.

Leibchirurgus. Das ist doch wahr, ein Frauenzimmer ist am leichtesten von allen vernünftigen Wesen zu erzürnen. Aber ich will doch auch noch heute der Sache ein Ende machen. (Apothekerpursche tritt auf) He Kasper, kann ich seinen Herrn sprechen?

Apothekerp. Jetzt wohl nicht gut, weil das Collegium medicum eben die Apotheke visitirt. Mein Herr hat mir aber gesagt, daß ich die Mamsell rufen sollte wenn Sie kämen.

Leibchirurgus. Gut, so thu er das, ich will so lange warten.

Apothekerp. Sehr wohl.

(Geht ab.)

Neunte Scene.

Leonore, Leibchirurgus.

Leonore. Ihre Dienerin, Herr Leibchirurgus.

Leibchirurgus. Gehorsamster Diener, meine liebe Demoisell, ich fürchte, daß ich etwas zur ungelegnen Zeit komme.

Leonore. Warum?

Leibchirurgus. Ich höre, daß heute die Apotheke visitirt wird.

Leonore. Das geht mir nichts an. Wenn aber meine Mutter Besuch hätte, so würde ich vielleicht Abhaltung haben.

Leibchirurgus. Das Geräusch in der grossen Stube war so arg, wie das Geräusch auf dem Versammlungssaale der Societé harmonique zu Strasburg.

Leonore. Was ist das für eine Societät?

Leibchirurgus. Es ist mir lieb, daß Sie darnach fragen.

Leonore. Ich will Ihnen jetzt nicht mit der Erklärung der Worte beschwerlich fallen.

Leibchirurgus. Ich weiß am besten in der ganzen Stadt Nachricht davon zu geben.

Leonore. Das glaube ich gern. Wir wollen aber doch jetzt lieber von andern Dingen reden.

Leibchirurgus. Liebe Mademoiselle in der Societé harmonique wird nicht musicirt.

Leonore. Das glaube ich gerne, denn eine Societät ist ja kein Conzert.

Leibchirurgus. Das ist der Grund davon nicht, der liegt im Wort harmonique versteckt. Das Wort kömmt aus dem Lateinischen her. Meßmer und Puysegur haben es zuerst von einer magnetischen Gesellschaft gebraucht.

Leonore. Das geb ich zu, aber warum wollen wir hier von Magneten reden.

Leibchirurgus. Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, warum diese Gesellschaft sich die magnetische nennt. Lassen Sie sich dienen. Magnet ist ein Stein, von dem schon die ältesten Naturforscher —

Leonore. Wie kommen diese hierher? Lassen Sie uns doch —

Leibchirurgus. Wellerius namentlich und Plinius, und nur erst vor einigen Jahren Aristoteles —

Leonore. Aber mein Herr lassen Sie uns doch zum Zwecke kommen, denn —

Leibchirurgus. Aristoteles sagte ich und Theophrastus, Bambastus Philippus Aureolus Paracelsus genennt von Hohenheim sollen gesagt haben, daß wenn man zwey dieser Steine mit abstoßenden Polen kreutzweiß auf die Magengegend —

Leonore. Leben Sie wohl mein Herr, wenn Sie mit einem Frauenzimmer reden wollen, so reden Sie wenigstens vernünftig. (geht ab)

Leibchirurgus. Ei ei, das war ziemlich deutlich, aber ich will auch in Zukunft das Sprüchwort: ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande, bedenken, und meine Gelehrsamkeit für mich behalten. Die Leute sollen schon Augen machen, wenn nur erst meine Supplik vom Fürsten zurück kömmt, worinn ich um die Erlaubniß ihm mein Werk von den heimlichen Gesellschaften, zuzueignen, anhielt. Natürlich wird eine huldreiche Antwort es begleiten, und dann — dann will ich über meine Feinde und Neider frohlokken. Doch ich höre meine Mutter und Herrn Gilbert, es ist wohl rathsam ihnen auszuweichen.

Zehnte Scene.

Madam Westphal, Herr Gilbert, Leonore.

M. Westphal. Aber sagen Sie mir nur, Herr Gilbert? —

Gilbert. Aber sagen Sie mir nur, Madam! ob Sie mich vor'm Narren haben wollen. Da kömmt Ihr Sohn her, meiner Tochter eine Liebeserklärung zu thun, und spricht von seiner Liebe kein sterbendes Wörtchen, statt dessen aber allerley vom Bombastus, Mesmer und was weiß ich, wovon alle. Aber ich bin des Dinges satt. Ueberdem erhielt ich diesen Morgen, gleich als ich von ihnen gieng, einen Brief vom Doctor Leonhard, worin er um meine Tochter anhält. Der Mann hat erst kürzlich eine große Erbschaft gethan, überdem viel Connexion, so daß ihm eine große Praxis mit der Zeit nicht fehlen kann. Weil ich ihren Herrn Sohn mein Wort gegeben hatte, so habe ich seinem Brief noch nicht beantwortet. Indeß, da ich jetzt sehe — —

M. Westphal. Ach lieber Herr Gilbert, lassen Sie sich nur noch einmal erbitten, mein Sohn wird sich gewiß besser betragen.

Gilbert. Gut. Lassen Sie ihren Sohn nur jetzt gleich kommen, ich wollte ohne dem die Verlobung diesen Abend gleich vor sich gehen lassen, und habe deswegen meinen Schwager und den Doctor Leonhard als Zeugen hergebeten, auch der Notarius ist schon bestellt, lassen Sie ihren Sohn nur gleich kommen.

M. Westphal. Ich will ihm vorher erst ein wenig vermahnen.

Gilbert. Wie es Ihnen beliebt, Madam! Alles wie es Ihnen beliebt.

(Madam Westphal ab.)

Eilfte Scene.

Gilbert, Leonore.

Gilbert. (Zu Leonoren, die auch gehn will.) Warte noch ein wenig, Leonore! ich habe noch etwas mit dir zu reden. Gesetzt der Leibchirurgus führte sich wieder so auf wie sonst, hättest du dann wohl etwas gegen den Doctor Leonhard einzuwenden? denn das muß ich dir sagen, von dem Leibchirurgus habe ich mich diesmal zum letztenmal bey der Nase herum führen lassen.

Leonore. (beschämt, schlägt die Augen nieder) Mein Vater!

Gilbert. (Ruft ihr nach.) Meine Tochter! — Glaubst du, daß ich Zeit habe, deine Ziererenen abzuwarten? Sag' gradezu, hast du etwas gegen den Doctor einzuwenden oder nicht?

Leonore. Einzuwenden nun wohl eben nicht, aber wir kennen uns ja noch nicht.

Gilbert. Du kennst ihn noch nicht? Ei sieh doch. Und er schreibt mir, er liebe dich schon über ein Jahr, und das solltest du nicht bemerket haben? Er ist ein schöner Kerl, wohnt hier grade gegen über, und ist dir gewiß, wie es so die jungen Herrchen unsers Zeitalters machen, allenthalben nachgelaufen, hat dich belorgnettirt, kurz was weis ich, mir sind alle die Liebesmanöver nicht bekannt, aber daß du gewiß gewünscht, oder doch auch wohl zu Zeiten geglaubt hast, er sey in dich verliebt, daran zweifle ich gar nicht.

Leonore. Nun lieber Vater, Sie sind auch gar zu stürmisch. Doch da kömmt der Onkel,

---

Zwölfte

Zwölfte Scene.

Gotthard, Vorige.

Gotthard. Guten Tag lieber Bruder. Guten Abend Böschen. Nun wie stehts denn heute Abend mit der Verlobung?

Gilbert. Ja wie wills stehn, Verlobung soll heute Abend seyn, das hab' ich mir fest vorgenommen, ob aber grade der Leibchirurgus heute meine Tochter zur Braut bekömmt, das kann ich noch nicht sagen.

Gotthard. Nun und wer denn sonst?

Gilbert. Der Doktor Leonhard zum Exempel.

Gotthard. Das wäre mir von Herzen lieb, wenn der sie bekäme, lieber Bruder! denn aufrichtig zu sagen, den Leibchirurgus kann ich für meine Sünde nicht leiden, der Doctor aber ist ein braver herrlicher Mann.

Gilbert. Das gebe ich gern zu, auch sehe ich lieber, wenn Leonore den Doctor als den Leibchirurgus bekäme. Aber ich habe mein Wort einmal gegeben, und du weist wohl, Versprechen und Halten — —

Gotthard. Steht wohl bey Jungen und Alten. Freilich, freilich liebster Bruder. Aber was willst du jetzt thun?

Gilbert. Ich habe den Leibchirurgus heute noch einmal her bestellt, er muß gleich kommen, führt er sich dann nicht vernünftig auf, so bekömmt er auch meine Tochter nicht.

Gotthard. Nun wohl, liebster Bruder! wenn er kömmt, so erlaube mir ihn auf die Probe zu stellen, du, deine Tochter, der Doctor und der Notarius warten hier im Nebenzimmer, und beträgt er sich dann nicht wie er soll; so macht in Gottes Namen eure Verlobung richtig.

Gilbert. Wohl mein Bruder, ich bin's zufrieden, dem Leibchirurgus geschieht Recht.

Dreyzehnte Scene.

Vorige, Lisette.

Lisette. Der Herr Leibchirurgus.

Gotthard. Laß ihn nur hier herein kommen.

Gilbert. Die andern Gäste bring hernach über den Gang in dies Nebenzimmer (Lisette ab.) Komm ins Kabinet Leonore. (Gilbert und Leonore ab.)

Vier-

Vierzehnte Scene.

Gotthard, Westphal.

Westphal. Gehorsamer Diener, Herr Gotthard, darf ich fragen, wo finde ich Herrn Gilbert?

Gotthard. Er wird gleich hier seyn, wollen Sie sich nicht so lange ein wenig niederlassen.

Westphal. O ihr Gehorsamster! (setzen sich)

Gotthard. Darf ich fragen, was enthält das neuste Stück der berliner Monatsschrift?

Westphal. Ich habe sie in langer Zeit nicht gelesen.

Gotthard. Waren Sie nicht einmal in Berlin?

Westphal. Ja vor einigen Jahren.

Gotthard. Ich erinnere mich, Sie dort gesehn zu haben. (für sich) Er scheint die Probe auszuhalten. Ich muß nur anders kommen. (laut) Lesen Sie das neue Religionsedikt?

Westphal. Nein. Seitdem mein Großvater wegen eines solchen Edikts in Bayern in Inquisition gerieth, lasse ich alle solche Dinge ungelesen. Es hilft nichts dagegen zu schreiben, es bleibt doch beym Alten. Irrthümer,

die

die ich nicht verbessern darf, mag ich auch nicht gedruckt lesen, man ärgert sich nur ohne Nutzen.

Gotthard. Der Mann ist doch wahrhaftig klüger als ich dachte. (Beyseite) — (laut) Da thun Sie ganz wohl daran. Was halten Sie vom Magnetismus?

Westphal. Daß er das nützlichste ist, was man seit kurzem in der Arzneykunde entdeckt hat. (beyseite) Es scheint, der will mir meine Geheimnisse ablocken, aber du sollst anlaufen!

Gotthard. (beyseite) Hätt' ich mich nur nicht auf die Proben eingelassen, da werd ich abgeführt. (laut) So eben habe ich aus dem Buchladen ein schätzbares Werk erhalten.

Westphal. So?

Gotthard. Es ist die Antwort des Doktor Semler in Halle, auf das Sendschreiben, welches die exegetische Gesellschaft in Stockholm an ihm abgesand hat.

Westphal. Haben Sie es bey sich?

Gotthard. Ja. (zieht eine Broschüre aus der Tasche).

Westphal. Dürfte ich es mir wohl einmal ausbitten?

Gotthard. Sehr gerne. (Giebt ihm die Broschüre. Beyseite.) Er geht ins Garn.

Westphal. Ich werde es Ihnen in einigen Tagen wieder zustellen.

Gotthard. (beyseite) Verflucht! (laut) O es hat Zeit. Ich war auch vor einigen Jahren in Stockholm.

Westphal. Ich auch. (leiser) Wenn uns nur niemand hört, ich bin ein Mitglied der dortigen exegetischen Gesellschaft.

Gotthard. (beyseite) Er geht ins Garn, (laut) Ei der tausend, was Sie nicht sagen.

Westphal. Ja, und was noch mehr ist, sogar ein Ehrenmitglied, das heißt, die Gesellschaft schätzt es sich zur Ehre, mich zum Mitglied zu haben. Und das hat sie auch wohl Ursache, Malizoves Rabiosus Westphal ist nicht auf den Kopf gefallen, und wenn auch das Vaterland meine Verdienste verkennt, so bleib ich doch bey meinem alten Sprüchwort, ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande: Und wenn man mich auch für einen läppischen Schwätzer erklären wollte, was ich doch gewiß nicht bin, denn Sie sehn ja selbst, ich bin verschwiegen, und spreche über nichts, was ich nicht aus dem Grunde verstehe; So hat der Fürst mich doch öffentlich zum zwey und vierzigsten Titularleibchirurgus gar ehren-

voll

voll erklärt und hat versprochen noch weiter für mich zu sorgen, heute Abend erwarte ein für mich wichtiges Rescript, und wer weiß, wer weiß was noch mit der Zeit aus mir wird. Dann will ich sehn, was meine Feinde und Neider sagen, was sie thun, beginnen, aus- und vollführen werden, dann will ich sehn, ob das nicht wahr wird, was mir einst eine Zigeunerin prophezeihte, daß ich noch in der Welt zu großen Würden und Ansehn kommen würde, dann will ich sehn, was meine Lehrer, meine Mutter, ja selbst — —

Gotthard. Ei ums Himmels willen lieber zwey und vierzigster Titular Herr Leibchirurgus, mäßigen Sie sich, Sie gerathen ja ganz in Enthusiasmus und könnten sich Schaden thun.

Westphal. Es ist wahr, lassen Sie uns jetzt zum Herrn Gilbert gehn.

Gotthard. Da kommt er eben selbst.

Funfzehnte Scene.

Vorige, Gilbert, Doctor Leonhard der Leonoren führt, der Notarius.

Westphal. Was seh ich, der Doctor Leonhard führt meine Braut.

Gilbert. Ihre gewes'ne Braut, mein Herr, denn eben ist sie mit dem Doctor verlobt worden.

Westphal. Wie? hör' ich recht! — —

Gilbert. Vermuthlich mein Herr, wenn Sie anders gehört haben, daß Leonore mit Herrn Doctor Leonhard verlobt worden ist. Solch' einen unbesonnenen Schwätzer, wie Sie sind, werde ich nie meine Tochter geben.

Westphal. Die Heirath ist ungültig, wider die Gesetze.

Notarius. Wider die Gesetze wäre die Heirath Herr Leibchirurgus? Ha ha ha ha! Chrysostomus Krummfuß, Notarius caesareus publicus, Advocatusque legitime Wetzlariae immatriculatus, weiß sehr wohl, was wider die Gesetze oder gesetzmäßig ist. Ein Contrakt, den drey Zeugen und ein Notarius unterzeichnet haben ist legalis, qua de causa vide Novellas tit. quinto §. 7, atqui dieser Ehkontrakt (zieht ihn aus der Tasche) ist von mir dickbesagtem Notario und dreyen Zeugen unterzeichnet, ergo ist er auch gesetzmäßig. Will aber der Herr des Kontrakts wegen klagen, und verlangt er eine vidimirte Abschrift davon, so steht sie Ihm gegen baare Bezahlung von vier gute Groschen sächsisch gern zu Dienste.

West-

Westphal. Ich danke dafür Herr Notarius, da der Ehekontrakt gesetzmäßig ist, will ich nicht lange dargegen prozessiren um Sie zu bereichern. Ueberdem wird das Rescript, welches ich heute aus der Kanzley erwarte, diese meine Einbuße reichlich belohnen.

Alle. (Verwunderungsvoll, sehn sich an.) Ein Rescript! Er erwartet ein Rescript! —

Leonhard. Mag er's immer erwarten, da ich Sie besitze. (Zu Leonoren.)

Leonore. Auch ich mißgönne ihm sein Glück nicht. (Zu Leonhard.)

Sechzehnte Scene.

Lisette, Vorige.

Lisette. (zu Westphal) So eben hat dies ein Kanzleybote an Sie gebracht.

Westphal. Ah gewiß das Rescript? Wie gesagt ja, da lesen Sie laut Herr Gotthard, (giebt ihm das Rescript) damit jeder erfahre, wie mich der Fürst schätzt.

Gotthard. (Liest.)

„Lieber Getreuer.

„Wir haben euer unterthänigstes Bittschreiben vom 19. dieses erhalten, und daraus mit vielem Mißvergnügen ersehn, daß Ihr ein Buch über die geheimen Gesellschaften geschrieben habt, und um Erlaubniß anhaltet uns dasselbe zuzueignen; wir können nicht umhin dieses unverschämte Begehren um so mehr euch abzuschlagen, da erst kürzlich mehrere Skribler auf den tollen Einfall gekommen sind, uns ohne unsre Einwilligung Bücher zu dediziren. Diese Dedikationen würden unsre Börse völlig aufs Trockne gebracht haben, wenn ihr nicht den unsinnigen Einfall gehabt hättet, euch als ein unwissender Badergesell den Titel unsres Titularleibchirurgus zu kaufen. Dieser Einfall allein macht daß wir euch manchen, und auch den durch die Dedikation gemachten, dummen Streich übersehn. Glaubt doch aber niemals, daß ihr mit dem Titel euch Gelehrsamkeit genug gekauft habt, um ein Buch zu schreiben. Uebrigens bleiben wir euch in Gnaden gewogen. Euer

Wohlaffektionirter Fürst
Siegfried.

Gegeben auf unserm Schlosse
am 28. Julius 1788.

Gott

Gotthard. Nun Herr Leibchirurgus sind Sie mit diesem Rescript zufrieden?

Alle. Ha ha ha ha! das schöne Rescript!

Westphal. (Reißt Gotthard das Rescript weg.) Hat das der Fürst unterschrieben? Ja es ist seine Hand. Nun so soll auch (zerreißt das Rescript) kein Stäubchen mehr von dir überbleiben. Ich will mein Vaterland verlassen, wo man mich gering schätzt. Einst wird es vom Auslande her meinen Ruf vernehmen, und denn wird es mit Schmerzen ausrufen, warum vertrieb ich den großen Westpfahl, den berühmten Titularleibchirurgus. Und so wird von neuem das Sprüchwort wahr werden, Nirgends gilt ein Prophet weniger, als in seinem Vaterland! (will gehn)

Gilbert. (hält ihn zurück) Bleiben Sie noch lieber Herr Leibchirurgus und essen Sie, die Henkersmahlzeit in Ihrem Vaterlande, heute Abend bey mir.

Westphal. Wenn Sie so befehlen. (Complimenten.)

(Der Vorhang fällt.)

IV. Aus-

IV.

Auszug des alten Romans

Robert der Teufel.

Es müßte uns jeder Zug der Geschichte, jede eingestreute Lebensregel und alles, betrügen, wenn wir nicht mit Gewißheit uns zu behaupten trauten, daß der Verfasser derselben ein Mönch war. Vollgestopft hat er sein Buch mit Mönchsmoral und Theologie, wo man hinblickt, und wir würden traun unsern Lesern keinen sonderlichen Gefallen erzeigen, wenn wir denselben dies alles in teutscher Sprache auftischen wollten. Wir wollen daher weiter nichts mittheilen, als die Abentheuer unsres Helden Robert des Teufels. Der Titel dieses Buchs ist: La vie Robert le diable. — Inprimé a Paris. Le VI. jour de Mars. L'an mit quatrecens quatrevinghtz et dixhuit.

Den

Den Anfang des Buchs macht der Verfasser mit Anrufung Gottes und der heil. Jungfrau Maria, durch deren Hände, wie er uns versichert, alle unsre Bitten gehen. — Sodann nimmt er sich die Mühe uns zu überzeugen, daß wir alle sündliche Menschen sind, und daß wir, wenn wir dieses nicht erkennen und Gott um Erbarmen bitten, alle ohne Gnade grades Wegs zum Teufel fahren. — Hierauf hebt er die Geschichte selbst, folgendermasen an:

Es lebte einstmals ein Herzog in der Normandie, Namens Aubert. Dieses war laut des Berichts der Chroniken ein sehr ädler, wakkerer und tapferer Ritter. Er fürchtete Gott, war gerecht und gutthätig, geliebt von Gott und den Menschen. Dieser hielt einst ein Hoflager zu Rouen, und versammelte dorthin seine Aedeln und Ritter. Diese wackern Vasallen vereinigten ihre Bitte den Herzog zu bewegen sich zu vermählen. Der Herzog hörte ihre Bitte leutselig an, und sagte: „Lange ist dies schon mein Wille gewesen, Aedle und Ritter dieser Versammlung, aber noch weiß ich nicht mir ein züchtiges Ehegemal zu suchen. Eine von höhern Stande als ich, würde ich nicht bekommen, und

keine geringere als mein Stand es erfordert, werde ich nicht zu meiner ehelichen Bettgenossin nehmen, denn ich hasse Ehen, welche den Stand eines Mannes beschimpfen, und seinen Nachkommen zum Vorwurf gereichen." —

Als der Herzog dies gesagt hatte stund ein alter Baron, der älteste vom Adel unter der Gesellschaft auf und sprach: — „Herzog ihr habt weise und wohl geredet, vernehmt meinen Vorschlag. Ich weiß eine Gemahlin vor euch. Es ist die ädle und züchtige Tochter des Herzogs von Burgund, diese wird euch eine selige Ehe und eine ädle glänzende Verwandschaft geben."

Dem Herzog gefiel dieser Vorschlag, er hielt um die Hand dieser Schönen an, bekam sie, und führte seine Braut unter großer Begleitung vieler Ritter, Damen und Fräuleins in seine Hauptstadt Rouen, wo das Beylager vollzogen, und mit reichlich besetzten Tafeln und glänzenden Ritterspielen gefeiert wurde. — Der Herzog lebte mit seiner Gemalin sehr einträchtig, aber demungeachtet sahen sie schon 17 Jahr mit Verlangen einem Erben entgegen. Der Verfasser sagt' es mochte nun an ihnen selbst liegen, oder Gott wollte ihnen ihre Bitte nicht gewäh-

gewähren; denn die Menschen wissen oft nicht warum sie bitten, und was ihnen nützlich und heilsam ist. Das Land vereinbarte seine Wünsche mit den Wünschen des Herzogs umsonst, und die heiligen Männer, mit welchen er umgieng, baten Gott vergebens, den Herzog einen Leibeserben zu schenken. Umsonst ließ der Herzog den „Armen Gottes" reichliches Almosen reichen und beschenkte die Klöster, (das war ein frommer Herr!) und verrichtete allemal zuvor ehe er zu seiner Gemalin ins Bette stieg, sein Gebet, all sein Bitten blieb unerhört, es wollte kein Kind kommen.

„Gewiß Geliebte, sagte eines Tags der Herzog zu seiner Gemalin, wär es besser vor uns beyde gewesen, wenn ich eine andre Gemalin und ihr einen andern Gemal bekommen hättet, wir hätten alsdenn wohl Kinder gezeugt."

Die Herzogin antwortete weißlich. „Bey Gott! laß uns geduldig tragen, was Gott schickt, er wird alles zum Besten kehren."

Einst war der Herzog auf der Jagd, und haderte, voller Unvernunft, durch sein Unglück zerrüttet, mit Gott, daß er ihm keine Kinder schenkte. Er wußte nicht, was er redete. Der Teufel, sagt der Verfasser, welcher immer aufs

Unglück der Menschenkinder lauert, vernahm diese Verwünschungen entzückt, und sah voller Freude den Herzog unmuthig nach Hause eilen. — Hier fand er seine Gemalin, umarmte sie brünstig, küßte sie innig und was noch geschah, sagt der Verfasser, ist nicht nöthig zu erzählen „Ach begann der Herzog, möchte mir doch Gott jetzt Kräfte verleihen ein Kind zu erzeugen, mir zur Freude und ihn zum Dienst." — Die Herzogin aber rufte voll närrischer Wuth (oder Entzückung) aus: „So mag unsre Wünsche der Teufel erfüllen wenn Gott nicht will!" — Von dieser Stunde an, wenn ich jetzt empfange, weihe ich ihm mein Kind, willig und wissentlich, wenn er uns erhört." — Der Teufel vernahms und erfüllte ihre Bitte. Nach der gehörigen Zeit kam sein Geschenk zur Welt, welches so großes Unheil anrichtete, und so vieles Blut vergoß, wie der Verfolg der Geschichte lehren wird. Die Herzogin mußte während der Geburt vieles ausstehen, und würde noch viel mehreres haben ausstehen müssen, wenn nicht der Herzog, durch Almosen, Gebete und Fasten ihr ihren Zustand erleichtert hätte. Alle Damen, welche ihr in diesen Umständen zu Hülfe geeilet waren, hielten sie für tod und den

Schmer=

Schmerzen völlig unterlegen. Als das Kind zur Welt kam, erschrak jedermann über seine Größe, und es geschahen schreckliche Zeichen und Wunder, laut des Berichts der Chroniken. Der Himmel umzog sich mit fürchterlicher Nacht, es wetterleuchtete und blitzte schrecklich, und alle vier Winde tobten heftig. Das Schloß schien in Flammen zu stehen, und die zügellosen Winde umtobten es so fürchterlich, daß jedermann glaubte, es käm der jüngste Tag. Die Winde rissen ein Stück von dem Schlosse mit den furchtbarsten Getöse herab, und alle Elemente schienen im Streite zu seyn. Die versammelten Herrn und Damen erzitterten, und erwarteten ängstlich das Ende ihrer Tage. — Aber endlich gebot Gott dem Wetter, es wurde wieder ruhig, und der Himmel wieder helle. —

Man trug das Kind nun zur Taufe, wo es den Namen Robert bekam. Jedermann war über die übernatürliche Größe desselben verwundert, denn es war so groß als ein Kind von Einem Jahre. Man nährte es nur halb; und als man es in die Kirche und wieder aus derselben heraustrug, schrie, seufzte und weinte es beständig. Bald brachen auch seine Zähne hervor, und nun verunstaltete er so unbarmher-

zig

zig als nachher sein Landsmann Ludwig XIV. die Busen der Damen seiner Ammen, man mußte ihn daher durch ein Hörnchen sein Getränk einflößen. Als er ein Jahr alt war, konnte er so gut laufen und reden als andre Kinder im 5ten Jahre. Aber von Tage zu Tage wuchs seine Bosheit, und da er größer wurde, wurde des Schlagens und Stoßens, und des Arm- und Beinzerbrechens kein Ende. Jedermann riß aus, wenn er kam, wie der Teufel vor den Weihwasser, und die Kinder schrien: „da kömmt Robert der Teufel!" — dieser Beyname wurde am Ende den Leuten geläufig, und er behielt ihn und wird ihn behalten, so lange die Welt steht. Nun dachte sein Vater ernstlich drauf ihn einen Hofmeister zu geben, der ihn Sitten und Wissenschaften lehrte. Es geschah; aber eh man sichs versah stieß Robert denselben sein Messer durch die Brust, warf das Buch auf ihn und sagte; da gehe hin mit deiner Wissenschaft! — Umsonst suchte sein Vater einen andern Hofmeister, es wollte sich keiner finden, und man mußte also diesen jungen Bösewicht so aufwachsen lassen wie das Unkraut. Er unternahm lauter böse Handlungen und das

auch

auch sogar in der Kirche, wo er den Priestern Staub ins Gesichte warf, oder über den Namen Gottes spottete. —

Dem guten Herzog gieng die Aufführung dieses Höllenbratens sehr zu Herzen, und er wünschte ihn mehr als einmal den Tod. Die Herzogin war nicht weniger erzürnt, und sagte zu ihren Gemal:

„Lieber Gemal entschließt euch nur, und schlagt diesen Wüterich unsern Sohn zum Ritter, daß er in die Welt kömmt, vielleicht wird er anders, wenn er unter Leute kömmt.“

Dies that denn endlich der Herzog, schlug seinen ungerathenen Sohn am ersten Pfingstfeiertage zum Ritter und gab ihm manche schöne Vermahnung. Robert aber sagte: „Ich mag seyn wer ich will, genug daß ich thue was mir beliebt. Ich bin Ritter und das übrige kümmert niemand nichts!“

Der Herzog hatte ein Turnier ausrufen lassen, und hier rennte er wie ein Wüterich jeden an, und forderte ihn zum Kampf. Da war kein Ritter, welchen er nicht abgesattelt, oder so gezeichnet hätte, daß er Zeit seines Lebens an dies Lanzenrennen gedacht hätte. Einer zerbrach das Bein, der andre den Arm und der

dritte gar das Genick. — Der Herzog ließ sogleich das Ende des Turniers voller Unmuth verkündigen, aber Robert hörte nicht auf zu rennen und zu schlagen, was auch der Herold und das Volk schrien. Zehn Pferde machte er untüchtig und tödtete drey wackere Ritter. — So wüthete er und zog endlich seines Wegs fort in die Welt.

Die Normandie war der erste Schauplatz seiner Gottlosigkeiten, hier raubte und plünderte er als der unbarmherzigste Mordbrenner, schändete die Weiber, nothzüchtigte die Mädchen, und entjungferte alles, was noch Jungfer war. Alle Kirchen und Klöster bestahl er, und keine Abtey blieb unbeschädigt, wo er vorbey zog. — Die Unterthanen liefen haufenweise zu seinem Vater. „Er hat meine Frau geschändet!" schrie der eine. Der andre schrie: „Er hat meine Tochter genothzüchtiget!" Ein anderer: „Er hat mich bestohlen!" Und wieder ein anderer: „Er hat mich krumm und lahm geschlagen!" — Und so giengs alle Tage. Darob wurde der Herzog sehr betrübt und sendete Leute aus, welche ihn fahen sollten, aber Robert riß denselben ohne Zeremonie die Augen aus und sagte: „Geht hin und sagt dem

Herzog ich bekümmerte mich wenig um ihn, und ihr habt nun auch den Vortheil, daß ihr besser schlafen könnt." — Die Gesandten kamen heulend zum Herzog und berichteten alles, was geschehen war. Nun ergrimmte der Herzog noch mehr, berufte seine Räthe zusammen und berathschlagte sich mit denselben, was da nun zu thun sey. Diese riethen ihm unvorzüglich allen Rittern und Amtleuten seines Herzogthums zu befehlen, Roberten gefangen zu nehmen, und dieser Rath wurde vollstreckt. — Als dieses Robert erfuhr, war er vor Wuth außer sich, knirrschte mit den Zähnen, und schwur seinen Vater zu bekriegen und sein Geschlecht auszurotten. — Hierauf baute er sich ein Haus in den dicksten Wald und zog mit seinen Leuten hinein. Diese war ein feines Complott von Spitzbuben, Mördern, Schindern, Straßenräubern, Buschkleppern, Verbannten und Exkommunizirten; und dieser Rotte, und dieses Teufelsgenistes Hauptmann war Robert. Diese Rotte trieb nun ihr Unwesen bey Tag und bey Nacht, und des Mordens und Stehlens war kein Ende. Ihre Lebensart war der gerade Weg zum Teufel. Alles fraß und schlang, oh-

ne

ne sich um große oder kleine Fasten, Feste, Feyertage oder Sonntage zu bekümmern.

Eines Tags ritt Robert allein aus und fand sieben Eremitten, welche er insgesammt umbrachte. Es waren zwar starke Leute, welche sich leicht hätten wehren können, aber sie wollten lieber Märtyrer werden als dieses thun, und ließen sich geduldig umbringen. Robert sah sie tod vor sich liegen und sagte: „Jetzt hab' ich einmal ein rechtes feines Nest voll Vögel an den rechten Ort geschickt.“ — Drauf ritt er fort und kam zu einem Schlosse. Ein Hirte sagte ihm, seine Mutter die Herzogin würde diesen Mittag hier speisen. — Sobald die Leute Roberten sahen, rissen sie aus, wie die Schaafe vor den Wolfe, und verbargen sich so gut sie konnten. — „Himmel! rufte Robert erstaunt aus, warum flieht denn alles vor mir?“ — Betrübt ritt er dem Schlosse zu, und fand seine Mutter daselbst. Diese erschrak heftig über die Ankunft ihres Sohns, stürzte vor ihn nieder und rief: „Robert mein Sohn, nimm deiner Mutter das Leben, welche dir es gegeben hat!“ — Robert erschrak,

hob seine Mutter auf und sagte traurig: — „Nimmer geliebte Mutter wird dies geschehen!“ —

Hierauf erzählte, ihr die Herzogin von den Tage seiner Geburt an alles haarklein und seine Ergebung an den Teufel.

„Ha ich merke es — begann Robert — die Teufel lauern auf meinen Leib und meine Seele, aber es soll ihnen nicht gelingen. Von dieser Stunde an will ich mich bessern, Gott wohlgefällig zu leben und nach Rom ziehen um dort Vergebung meiner Sünden zu empfangen: — Liebe Mutter sagt nur dem Herzoge meinen Vater meine Entschließung und söhnt mich wieder mit ihm aus. Ich habe ihn bekriegt, und sein Land verwüstet. — Ach daß er mir vergäb! Ich bekümmre mich nicht um Reichthümer, aber das Wohl meiner Seele soll mir von jetzt an höchst angelegen seyn“! —

So sprach er, verließ seine Mutter und begab sich zu seinen Gesellen in den Wald zurük.

Die Herzogin erzählte ihrem Gemale alles was vorgefallen war, und dieser empfand die innigste Freude darüber. —

„Ach! — sprach er — gern will ich ihm vergeben wenn sich nur Gott seiner Seele annimmt, daß sie nicht auf ewig verlohren geht"! —

Robert traf die Gesellschaft über Tische an, und fing sogleich an ein Stück einer Strafpredigt über ihren Lebenswandel, welche ihm der Verfasser in den Mund legt, her zu beten, welches zwey volle Seiten begreift. — „Lustig — schrie einer der Gesellschaft als er ausperorirt hatte — der Fuchs will ein Einsiedler werden! — *) Heisa! Setz dich her du bist unser Hauptmann aber sey kein Narr!" — Robert verwieß ihm diese Rede und fing von neuen an zu predigen. — Da lachten die andern und schrien: „Mach was du willst, uns gefällt's so. — Dies ist unsre Bestimmung und von dieser weichen wir kein Haar breit ab, und wenn du uns 100,000 Mark reinen Goldes darwägst. Lustig! gegessen und getrunken weil wir was haben, wenn uns der Tod die Kehle zuschnürt, denn ists so aus!" —

Robert über die Frechheit dieses Schlingels erzürnt, ergriff eine Keule und schlug ihn sogleich zu Boden. Hierauf gieng er auf die andern

*) Le regnart deviendra hermite.

andern los und es entkam keiner seinen Händen. Als er sie nun alle tod vor sich liegen sah, verschloß er die Thür des Hauses und wollte es in den Brand stecken; aber da er bedachte, daß so viele Güter verbrennen würden, ohne jemanden zu nützen, änderte er seinen Vorsatz und ritt zu einem Abt, welchen er den Schlüssel übergab und ihm bat, denselben seinem Vater zu zustellen. Dies geschah, und der Herzog vertheilte die Sachen unter die Armen.

Nun setzte **Robert** seine Reise eifrig fort und kam endlich den Gründonnerstag zu **Rom** an. Den Charfreitag gieng er in die St. Peterskirche, wo der Pabst eben das Hochamt hielt. Hier drängte er sich mit großer Mühe und Gefahr seines Lebens durch das Volk zum heilgen Vater und schrie: „Erbarmt euch heilger Vater des größten Sünders der Erde.“ — Die, welche um den Pabst waren, hießen ihn schweigen, und da ers nicht that schlugen sie ihn. Aber **Robert** schrie ärger und der Papst hörte ihn, wendete sich zu ihn und sprach:

„Was willst du?“

„Ach! — begann **Robert** — heiliger Stadthalter Gottes auf Erden, erbarmet euch

des größten Sünders der Welt, und vergebt ihm seine Sünden, sonst ist er ganz des Teufels Eigenthum! Der Papst nahm ihn auf die Seite und erfuhr zu großer Verwunderung, daß er den berüchtigten **Robert den Teufel**, vor sich sahe. Alle Begleiter des Papstes erschraken und zitterten **Roberts** Muth möchte ausbrechen.

„Ich vergebe dir als Statthalter Gottes, der ich bin, — sprach der Pabst — alle deine Sünden, wenn du dich künftig zu bessern und fromm zu leben versprichst.“ —

Robert versprach, sich ernstlich zu bessern und sein Leben zu ändern.

„Nun so gehe — fuhrt der Papst fort — zu den frommen Eremitten, meinen Beichtvater, welcher drey Meilen von hier in großer Gottesfurcht lebt, dieser wird dir deine Buße auflegen.“ —

Robert kam zu diesen frommen Mann und legte ein weitläuftiges Bekenntniß aller seiner Sünden ab, und versprach künftig sein Leben zu bessern. — Der fromme Einsiedler ließ ihn die Nacht in der Kapelle schlafen, er selbst aber betete so inbrünstig um **Roberts** Besserung zu

Gott,

Gott, daß er endlich vor großer Ermattung einschlief. —

Als der Einsiedler eingeschlafen war, erschien ihm ein Traumgesicht. Ein Engel des Paradieses stieg hernieder und sagte zu ihm: „Mann Gottes dein Gebet ist erhöret, Gott hat Roberten seine Sünden verziehen und seine Buße ist wie Gott will, diese: Als ein Wahnsinniger soll er umher ziehen, sich stumm stellen und keine Speise genießen, als welche er den Hunden rauben kann. Alsdenn wird ihn Gott schon offenbaren, wenn er für seine Sünden genug gebüßt hat.“ — Hierauf verschwand der Engel und der Traum.

Der fromme Mann erwachte voller Bestürzung, sann dem Traume nach und verharrte im Gebet bis der Tag anbrach. Alsdenn machte er Roberten seinen Traum und die befohlne Buße kund. Robert war sehr erfreut auf eine so leichte *) Art seiner Sünden los zu werden, nahm Abschied vom Einsiedler und trat seine Reise an.

Als er zu Rom ankam, hatte er auch alle Gassenjungen, Koth und Steine, und ein Geschrey;

*) Gewiß der Verfasser war ein Mönch.

schrey: „Ein närrischer Kerl! Ein närrischer Kerl!“ hinter sich her. Allein er litt alles geduldig, um Vergebung seiner übergroßen Sünden zu erlangen.

Eines Tages kam er zum Schlosse des teutschen Kaisers, welcher eben damals in Italien wegen des Römerzugs, begriffen war. Er kam auf den Saal und lief und gieng, bald sachte bald geschwind, und geberdete sich alber. Der Kaiser rufte einen seiner Ritter zu sich und sagte: „Traun das ist ein wackrer Ritter, ansehnlich und schön, aber er ist verrückt. Man gebe ihm zu essen!“ — Der Ritter setzte Roberten an eine Tafel, er rührte aber nichts an, und antwortete auch kein Wort auf das, was man ihn fragte. — Indem warf der Kaiser einem Hunde einen Knochen zu, hurtig sprang Robert auf und griff nach den Knochen. Der Hund wollte sich denselben nicht nehmen lassen und es begann ein lustiger Streit. —

Robert lag auf der Erde und nagte an der einen Seite des Knochens, und der Hund an der andern. Jedermann mußte über diesen kurzweiligen Streit lachen, selbst der Beicht-

vater

vater *) des Kaisers. Endlich aber nahm Robert doch dem Hunde das Bein ab, und benagte es hungrig, denn er hatte lange nichts gegessen. Als dies der Kaiser sahe, warf er ein ganzes Brod vor die Hunde, dieses nahm Robert sogleich, gab den Hunden etwas davon, und aß das übrige. „Wahrhaftig! — sagte der Kaiser — der Mensch ist wahnsinnig, und ißt nichts, was er nicht den Hunden abjagt.“ — **Robert** eilte dann zu einen Springbrunnen in dem Garten, löschte seinen Durst, und blieb, da er den Hunden so manchen fetten Bissen entreißen konnte, als ein Wahnsinniger in dem Pallaste des Kaisers, schlief bey den Hunden und war immer von denselben umge-

*) Das glauben wir herzlich gern! — Ueberhaupt wenn man irgend aus einer Stelle auf den Verfasser schließen kann, so ist es diese. Wie bemüht er sich nicht Roberts Zustand elend zu machen! und das sagt er alles mit so einer verteufelten Art, daß man sieht, daß seinetwegen immer auch der Kaiser und der ganze Hofstaat in gleichen Zustande hätte seyn mögen, ohne daß er weiter etwas gethan, als drüber gelacht haben würde. — Ist nun nicht hier der Pfaffe recht sichtbar? —

geben. Besonders hatte er einen sehr lieb, welcher sich auch so an ihn gewöhnte, daß er ihn allenthalben begleitete. Umsonst wollte man ihn Betten geben, er schlief auf der Hundestreu, redete kein Wort und stellte sich wahnsinnig. So erfüllte er seine Buße und das war Gott wohlgefällig. — Zwar, sagt der Verfasser: hieß man ihn ehemals Monseigneur, und jetzt einen tollen Kerl, und hatte ihn zum besten, aber er litt alles gedultig um seiner Sünden willen. Und ignominia virtutem acuit! — Etliche Späschen theilt uns der Verfasser mit, welche er während seines angeblichen Wahnsinnes begieng.

Einst war des Kaisers Oberzollpachter, ein sehr reicher Jude, mit an des Kaisers Tafel. Robert zupfte ihn, und da sich der Jude umdrehete, hob Robert dem Hunde den Schwanz auf und hielt den P— den Juden vors Maul, der, wie der Verfasser versichert, ihn küßte.

Ein andermal gieng eine Königin im Brautstaat in die Kirche, diese warf Robert in eine Mistpfütze, gieng sodann in ihre Küche und warf eine Katze in den Fleischtopf u. s. w.

Ven-

Beynahe hatte nun Robert seine Buße ganzer sieben Jahre gethan, und an dem Hofe des Kaisers zu Rom gelebt, als sich folgende Geschichte begab:

Der Kaiser hatte eine sehr schöne Tochter, welche aber leider — welch ein Unglück für eine Dame! — stumm war. Diese liebte des Kaisers Seneschal über alles und hielt beym Kaiser um sie an. Aber der Kaiser wollte diese Messalliance nicht zugeben und schlug ihm seine Tochter ab. Darüber wurde der Seneschal so aufgebracht, daß er fort gieng, und unter den Sarazenen und Unglaubigen *) ein starkes Heer zusammen brachte, womit er Rom belagerte, und den Kaiser und heiligen Vater drinne sehr ängstigte. — Der Kaiser bot alle seine Ritter und Leute auf und zog vor die Stadt den „unglaubigen Hunden" ein Treffen zu liefern. Schon wehten die geweihten Fahnen des Kaisers mit dem heiligen Kreutze, und die Panniere der Heiden mit dem Monde nahe bey einander. — Die Sarazenen umzingelten den Kaiser und jeder Mann war ängstlich besorgt, das heilige Zeicheg des Kreutzes möchte von den Unglaubigen beschimpft, und die Fahnen dieser

*) Mescreans.

„unchristlichen verdammten ketzerischen Hunde“ auf Roms Kastellen werfen.

Da begab es sich, daß Robert in des Kaisers Garten, wie er zu thun pflegte, an den Springbrunnen seinen Durst löschte. — Auf einmal kam eine Stimme vom Himmel: „Robert steh auf und wappne dich den Kaiser zu retten!“ — Robert sah erstaunt einen glänzenden Engel vor sich stehen, welcher einen rüstigen Zelter am Zügel führte und ihm glänzende Waffen gab. Eilig wappnete er sich und schwang sich aufs Roß. — Die schöne stumme Prinzessin stand am Fenster und sah alles mit an. Sagen konnte sie zwar nichts, aber in ihren Herzen stieg der Wunsch auf:

„Ach wär doch der blanke Ritter für mich!“

Diese Neigung war, wie wir in der Folge hören werden, Roberts Glück.

Robert kam an die Sarazenen und fieng an rechts und links um sich her alles zu würgen, wie ehemals der Würgengel die Assyrier, und da des Kaisers Ritter und Soldaten auch losschlugen, so erhielten die Christen den voll-

kommensten Sieg über die Sarazenen. — Robert begab sich wieder zum Springbrunnen zurück entwappnete sich, legte seine Rüstung aufs Roß und dieses verschwand vor seinen Augen. Die Prinzessin sah alles und empfand die Schmerzen seiner Hiebe, welche er ins Gesicht bekommen hatte, so nachdrücklich als er selbst.

Als der Kaiser zurück kam, dankte er Gott vor die wunderbare Hülfe und Errettung. Robert kam ihn zu Gesicht. — „Ei! rufte er zornig aus, wer hat den armen Menschen geschlagen? da wir nicht da gewesen sind, haben sie ihn beleidigt! Er thut ja niemanden nichts zu Leide! Bey meiner höchsten Ungnade, wer sich wieder an ihn vergreift!“ — Die schöne stumme Tochter des Kaisers hörte begierig zu als der Kaiser und seine Ritter die Thaten des ihnen zu Hülfe gekommenen weissen Ritters rühmten. Sie zeigte auf Robert und gab zu verstehen dieser sey der Ritter gewesen. Niemand verstand's. Ihre Hofmeisterin erklärt es, aber der Kaiser lachte und sagte: „Was wollte der arme Thor gethan haben!“

Nicht lange drauf kamen die Sarazenen zum zweitenmal mit verstärkter Macht vor Rom,

wurden

wurden aber wieder durch Roberts unerkannte Hülfe mit Schimpf und Schande zurückgejagt.

Endlich kamen sie noch dreymal stärker und beängstigten Rom und den Kaiser. Dieser hatte seinen Rittern Befehl gegeben, den weissen Ritter, wenn er wieder käm, fest zu halten, damit man erfahre, wer er sey, und ihn belohnen könne. — Robert kam wieder und die Unglaubigen wurden gänzlich geschlagen. Ihr hättet sehen sollen, sagt der Verfasser, wie die unglaubigen Hunde vor Roberts Schwerd und Lanze niedersanken, wie sie umsonst zu ihren falschen Göttern schrien, welche ihnen nicht helfen konnten, und wie sie mit ihren Blute das Schlachtfeld zum rothen Meere machten. — Als sich Robert wieder fort begeben wollte, sprengten ihn hundert Ritter an und schrien: „Edler Ritter sagt uns, wer und von wannen ihr seyd! — Aber Robert spornte sein Pferd an und entkam glücklich. Nur einer rennte ihn nach und warf die Lanze nach ihn, daß ihn das Eisen im Fuße stecken blieb.

Als Robert beym Springbrunnen wieder ankam, verschwand sein Roß mit seinen Waffen. Er zog das Eisen aus dem Fuße, legte

Kräuter auf die Wunde und verband sich dieselbe so gut er vermochte. Die Prinzessin sah alles.

Nun erzählte der Ritter, welcher die Lanze nach Robert warf dem Kaiser die Begebenheit und rieth ihn allenthalben ausrufen zu lassen: der Ritter mit weissen Waffen und Roß, welcher dem Kaiser so treulich beygestanden, und eine Wunde im Fuß von einer Lanzenspitze bekommen hätte, sollte sich melden, der Kaiser wollte ihn mit der Hand seiner Tochter, mit Geld und Gut, und Land und Leuten belohnen. ---- Dieses geschah.

Der Seneschal, als er dies hörte, kam auf den verzweifelten Entschluß um die Prinzessin zu erhalten, sich vor den weissen Ritter auszugeben. Er schaffte sich weisse Waffen und einen Schimmel an. Sodann unternahm er mit eigner Hand die schmerzliche Operation und stieß sich eine Lanzenspitze in den Fuß. Das that er alles aus Liebe, denn wie man sagt, sagt der Verfasser, macht Liebe toll und thörig, und ein rechter Verliebter soll keine Schmerzen achten, um seinen Endzweck zu erhalten.

Der Seneschal meldete sich beym Kaiser, welcher darüber erstaunte, daß er der weisse

Ritter

Ritter sey, und legitimirte sich mit einer Fußwunde und einer Lanzenspitze. Der kühne Lanzenwerfer sah die Spitze und lachte heimlich, da er sie nicht vor die seinige erkannte, aber aus Furcht einen Kampf zu bekommen, schwieg er vorjetzt stille dazu.

Unter dieser Zeit bekam der Einsiedler, welcher Roberten im Namen und auf Befehl Gottes seine Pönitenz auflegte, im Traume von Gott Befehl nach Rom zu ziehen und Roberten im Namen Gottes zu absolviren. Dieses that er und kam daselbst an, als man den Seneschal mit des Kaisers Tochter trauen wollte.

Sie hatte sich umsonst ihre Haare ausgerauft, und ihre blauen Augen roth geweint. Der Kaiser konnte sein Wort nicht zurücke nehmen. Jetzt wollte der Erzbischof über dies Brautpaar den ehelichen Segen sprechen, als ein wichtiges Wunder geschah. Des Kaisers Tochter, welche von Kindheitsbeinen an stumm gewesen war, begann zu reden: „Ei Vater das ist thöricht mich einem Manne zur Frau geben zu wollen, der nicht euer Erretter, sondern euer Feind ist. Ich will euch den Ritter zeigen, der es war. „Nun gieng sie zum Springbrunnen, wohin ihr der Kaiser, der Pabst und der

der ganze Hof folgte. Hier nahm sie die Lanzenspitze zwischen den Steinen hervor, wohin sie Robert gesteckt hatte, und zeigte auf ihn und sprach: „dieser ist euer Erretter! dreimal sah ich ihn waffnen und euch zu Hülfe eilen und allemal waren sein Roß und seine Waffen weg, ohne daß ich wußte wohin.“

Erstaunt fragte der Kaiser Roberten. „Ihr waret der wackere Ritter?“ ---- Er antwortete nicht.

Der Papst beschwor ihn bey den Leiden des Erlösers, welcher für uns am Kreutze hieng, aber Robert stellte sich thöricht und wollte ihm die Benediktion geben.

Indem trat der Einsiedler herzu und sagte: „Robert Gott hat dir deine Sünden vergeben. Bediene dich deiner Sprache. Deine Buße hast du vollbracht, und bist nun ein Kind Gottes geworden, und der Teufel hat nun fürder keine Gewalt an dir.“

Alle waren über die glückliche Auflösung dieser Verwickelung voller Freude, und der Kaiser legte die Hand seiner Tochter in die Hand seines Erretters. ---- Sie wurden getrauet und das Hochzeitfest dauerte 14 Tage.

Robert zog mit seiner Gemalin nach Hause und fand, als er zu Rouen ankommen, wegen seines Vaters Tode alles in tiefer Trauer. Ein böser Ritter hatte seine Mutter beunruhigt und wurde bestraft. Nun leistete Robert noch dem Kaiser gegen den aufrührerischen Seneschal Hülfe und nahm in seinem Lande die Huldigung ein.

Er zeugte einen Sohn Richard, welcher Kaiser Karln dem Großen viele Dienste erwieß, und starb, überall verehrt als ein christlicher, gerechter Herr. --- Gott helfe uns allen, sagt der Verfasser, und gebe uns ein seliges Ende, und die ewige Ruhe im Paradiese, und beschließt diese Geschichte.

V.

Leben des Dichter Pindar.

Pindar ward zu Kynokephali, einem Flecken unweit Theben in Böotien, in der fünf und sechzigsten Olympiade, das heißt, im Jahr v. C. G. 520, gerade zur Zeit der pythischen Spiele geboren, welches, wie es Plutarch auslegt, vorbedeutete, wie günstig ihm der Gott dieser Spiele Apoll, und wie er vom Apoll selbst zum Sänger derselben bestimmt sey. Sein Vater, welchen einige Daiphantus, andre Skopelinus, andre Pagonides nennen, war ein Flötenspieler, und seine Mutter die Dichterinn Myrtis, nach andern aber hieß sie Clidice. Schon unter seinen Voraltern hätte es nach Suidas Zeugniß einen Pindar gegeben, der sich in der lyrischen Poesie hervorgethan hatte.

In der fünften pythischen Ode rechnet Pindar selbst die Aegeiden zu seinen Vorfahren, und leitet sein Geschlecht ursprünglich aus Sparta her. Auch der Name seines Bruders ist bekannt, er hieß Erotion. Aelian erzählt, Pindar sey von seinen Aeltern ausgesetzt worden, und Bienen wären seine Säugammen gewesen, unstreitig eine Fiction, die auf die honigschallende Lieder des Pindar anspielen soll. In der Anthologie findet man zwey Epigramme, welche darauf anspielen. Pausanias versichert, als Pindar in seiner Kindheit nach Thespiä gereist sey, wären Bienen auf seine Lippen geflogen, und hätten sie mit Honig benetzt. Schon in seiner ersten Jugend widerlegte Pindar das Vorurtheil, welches man gegen sein Vaterland hegte, und nachher in der Musik, worinnen er seine Aeltern zu Lehrern hatte, daß der König von Macedonien, Alexander, des Amyntas Sohn, ein großer Liebhaber der Tonkunst, (aurium voluptati indulgentissime deditus, sagt Solin) lange bey sich behielt, und mit Geschenken überhäufte. In der Dichtkunst unterrichteten ihn Lasus,

Simo,

Simonides, Korinna, und, wenn Myrtis seine Mutter nicht war, so war sie doch seine Lehrerin. In der Philosophie hielt er sich, nach des Clemens von Alexandrien Muthmaßung, zu den Pythagoräern. Seine Gedichte erwarben ihm bald einen allgemeinen Ruhm, und jedermann strebte nach der Ehre, von ihm besungen zu werden. Ja er konnte Eifersucht zwischen zwey Nationen erregen. Als er einst in einem Gedicht auf einen Athenienser die Stadt Athen, gegen die Theben damals äußerst aufgebracht war, die Stütze von Griechenland genannt hatte, fanden sich die Thebaner so sehr dadurch beleidigt, daß sie ihn deshalb zu einer Geldbuße von tausend Drachmen verurtheilten. Die Athenienser hingegen, stolz auf das Lob eines solchen Dichters, ersetzten ihm nicht allein das Geld doppelt, sondern belohnten ihn auch mit einer Statue von Erz unweit dem Tempel des Mars, die den Pindar sitzend, mit einer Leier, einem Diadem, und einem zugerollten Buche vorstellte, und die noch zu den Zeiten des Pausanias gestanden haben soll. Als die Spartaner ganz Böotien verheerten, war

ihnen Pindars Haus heilig, und man brauchte, daß es verschont bliebe, nur einen Vers von ihm selbst über die Thüre zu schreiben. Sehr poetische Beschreibungen seines Ruhms sind es, wenn erzählt wird, daß Pan seine Gesänge geliebt, ja selbst gesungen, und daß Apoll befohlen habe, die Erstlinge, so ihm dargebracht wurden, mit Pindar zu theilen. Diodor von Sicilien gedenkt seiner um die Zeit von Xerxes Feldzuge nach Griechenland, da Pindar ohngefähr vierzig Jahr alt war, und nennt ihn den Fürst der Dichter. Als in jenem persischen Kriege die Thebaner sich verleiten ließen, die Absichten der Perser zu begünstigen, und mit ihren Waffen zu unterstützen, suchte Pindar, wie Polybius erzählt, in einem Gedichte die Freyheit seiner Mitbürger zu beschönigen. Pindar wagte es, auf dem Theater zu Theben mit seinen beyden Lehrerinnen, der Myrtis und der Corinna, öffentlich um den Preis in der Dichtkunst zu streiten. Corinna soll ihn fünfmal besiegt haben, und dafür in ihrer Vaterstadt, der böotischen Stadt Tanagrä, mit einem Kranze abgemalt, auf-

gestellt

gestellt worden seyn. Man hat sich viele Mühe gegeben, den Pindar von der Schande, von einem Frauenzimmer besiegt worden zu seyn, zu befreyen. Dem Eustathius zu Folge, war der Wettstreit sich nicht völlig gleich, weil die Gedichte der Corinna dramatisch, und die des Pindar lyrisch waren. Pausanias entschuldigt den Pindar damit, daß der äolische Dialekt, dessen sich Corinna bedient, den Thebanern lieblicher geklungen habe, als der Dorische des Pindar; allein so müßte Pindar seinen Landsleuten nie gefallen haben. Eine andre Entschuldigung ist scheinbarer, daß nämlich Corinna mehr durch ihre Schönheit, als durch ihr Genie gesiegt habe. Aelian legt den Zuhörern geradezu Dummheit bey; würden sich aber wohl Corinna und Pindar um den Beyfall eines so unaufgeklärten Publikums so oft bestrebt haben? Plutarch glaubt die Siege der Corinna dadurch wahrscheinlicher zu machen, daß er sie in Pindar's Jugendjahre setzt. Unter andern erzählt er, als sich der junge Pindar einst seines poetischen Reichthums berühmt, habe ihm Corinna vorgeworfen, daß er die

Fiktionen zu sehr vernachlässige. Pindar, durch diesen Tadel gereitzt, habe sogleich ein Gedicht verfertigt, worinnen er so viel Mythologie, als er nur gekonnt, zusammengehäuft. Mit der Hand müsse man den Saamen streuen, habe Corinna lächelnd darauf gesagt, und nicht den ganzen Sack ausschütten. Pindar habe darüber die Corinna eine Sau gescholten, ein Ausdruck, der eines solchen Dichters ganz unwürdig wäre, und den man um so mehr bezweifeln muß, da, nach Pindar's eignem Zeugnisse, dieser Schimpfname allen Böotiern von den Griechen beygelegt ward. Einige wollen lieber der Stelle des Aelian Gewalt anthun, und die Lesart willkührlich ändern, als Pindarn unterliegen lassen. Andre glauben, die Zeit habe gnugsam entschieden, wer eigentlich den Sieg verdient, indem Pindar's Gedichte übrig geblieben, die von Corinnen hingegen untergegangen seyen; allein man weiß nicht, über welches Gedicht Corinna besiegt, und wie manches vortrefliche Gedicht des Pindar ist verloren! Suidas betrachtet den ganzen Vorfall nur als eine Sage. Im Grammatiker Apollonius

lonius findet man einen Vers der Corinna, der dem Salmasius mit Recht jenem allen zu widersprechen scheint. Corinna tadelt darinnen die Myrtis, daß sie sich als ein Frauenzimmer mit Pindar in einen Wettstreit eingelassen habe. Sollte sie an andern tadeln, was sie selbst begangen hätte? Oder ist dieser Tadel nur ironisch? Außer Corinnen hatte Pindar noch einen Nebenbuhler, aber einen weit unwürdigern, einen gewissen Amphimanes von der Insel Cos, der ihn immer zu verkleinern suchte, von dem aber auch nichts als der Name auf uns gekommen ist. ---- Vielleicht ist es nur Beschuldigung seiner Feinde, oder eine bloße Muthmaßung einfältiger Scholiasten, wenn man dem Pindar Geiz vorwerfen will. Wenigstens folgt es daraus noch nicht, weil er den lohnsüchtigen Simonides zum Lehrer gehabt hat. Simonides führte es zuerst ein, Gedichte ums Geld zu machen, Pindar fand es schon eingeführt. Pindar besang nicht lauter Kämpfer, und, wenn er diese besang, so war seine Muse deswegen nicht feil, indem solche Kämpfer in den Augen der Griechen des größten

Lobs würdig waren. Da dies einmal eine hergebrachte Gelegenheit war, Geld zu verdienen, so durfte sie auch Pindar benutzen. Eine Stelle seiner Gedichte, auf die man sich insgemein beruft, beweist nicht seine Gewinnsucht, sondern nur, daß er, wie viele seiner Mitbrüder, auch einmal Geld gebraucht habe. In der Geschichte der Maler kommen Beyspiele genug von dem ädlen Stolze der Künstler vor, vermöge dessen sie ihre Arbeiten von niemand, als von sich selbst schätzen lassen wollten. Darf ein Dichter, und ein Dichter, wie Pindar, seinen Weg weniger kennen? Es versicherte ihn einst jemand, daß er seiner überall, und bey jedermann mit vielem Lobe gedenke; Pindar erwiederte: dafür hast du den Dank, daß ich mache, daß du die Wahrheit redest. Als er einst den Verwandten des Pythäus den Sieg desselben (der in der fünften nearischen Ode besungen ist) besungen haben wollte, und zu viel zu fodern schien, sagten sie spöttisch, für das Geld könnten sie ihren Freunde eine Statue von Erz setzen lassen. Pindar schwieg, und ließ sie gehn. Sie kamen aber bald wieder, weil sie bey Ueberlegen eingesehn hatten, daß ihr Freund durch ein Ge-

dicht von Pindar unsterblicher seyn werde, als durch eine Säule vom dauerhaftesten Metall. Die Lobsprüche, welche Pindar hin und wieder dem wohl angewandten Reichthum, und der Freygebigkeit gemacht hat, lassen sich alle aus ädlern Bewegungsgründen, als aus dem Eigennutz, herleiten. --- Unstreitiger ist Pindar's Frömmigkeit. Denn, außer seinen Lobliedern auf die Götter, weiß man auch aus dem Pausanias, daß er mehr an seinem Hause, das an dem Fluß Dirce lag, dem Apollo Bödranius und dem Merkurius Agortus Statuen hat setzen, und dem Pan und der Cybele eine Kapelle erbauen lassen. Zu der der Cybele hatte er folgende Veranlassung. Er war einst mit seinem Schüler Olympichus, den er auf der Flöte unterrichtete, auf einen befragten Berg gegangen, um mit ihm Uebungen anzustellen. Hier schien ihm eine Statue der Cybele, die unweit seinem Hause stand, nachzukommen. Er befragte das Orakel darüber, und dieses gebot ihm, der Göttin einen Tempel zu erbauen. — Pindar's Frau hieß Timoxena, mit der er einen Sohn Daiphantus, und zwey Töchter

Eumetis oder Polymetis und Protomache erzeugte. ---- Von seinem Tode werden viele Fabeln erzählt. Nach den Pausanias erschien Proserpina dem Pindar im Traum, und beklagte sich, daß sie allein unter allen Gottheiten keines Gedichts von ihm sey gewürdigt worden; er habe geantwortet, er werde sie besingen, wenn er in ihr Reich käme. Zehn Tage nach diesem Traume sey er gestorben. Plutarch berichtet, Pindar habe durch die Gesandten, welche die Thebaner wegen Staatsangelegenheiten nach Delphi schickten, das Orakel fragen lassen, was für den Menschen das erwünschteste wäre. Pythia habe geantwortet: dies kann dem Pindar nicht unbekannt seyn, der die Geschichte des Trophäus und Agamedes erzählt hat, und wenn er es selbst erfahren will, so soll er es in kurzen erfahren. Pindar konnte daraus leicht einsehn, daß nach der Meynung der Pythia ein plötzlicher Tod das erwünschteste sey. Eines solchen Todes starb er auch wirklich; denn er entschlief, wie Suidas sagt, im Theater, oder, wie Valerius Ma-

ximus

ximus versichert, im Gymnasium, wo man seinen Tod nicht eher gewahr ward, als bis man das Gymnasium schließen wollte, und Pindar nicht zu erwecken war. Cui quidem crediderim, setzt Valerius Maximus hinzu, eadem benignitate deorum et tantum poeticae facundiae et tam placidum vitae finem attributum. Er entschlief in dem Schoose des Knaben Theoxenus, den er nach damaliger Sitte liebte. Eine Stelle, die von seiner grossen Liebe gegen denselben zeugt, und die Athenäus aufbehalten, hat Herr Schneider also übersetzt: „der milden Liebe zu huldigen sey stets „dein Wunsch! Aber, Herz, verfolge nicht die „Leidenschaft, wenn sie vor dem trägen Alter „flieht! brich ihre Blüthe, so lange noch das „Knie grünet. Der, welcher den strahlenden „Blitz vom Auge des Theoxenus sieht, und „nicht die stürmende Welle des Verlangens in „sich fühlt, dessen finstre Seele ward in kalter „Flamme von Eisen oder Stahl geschmiedet, „und, der holden Venus Gunst unwürdig, „kämpft er entweder mit der unädlen Be„gierde nach Reichthum, oder mühselig sucht „seine Seele im weiblichen Stolze ihre Ruhe.

„Ich

„Ich aber schmelze von Liebe, wie Wachs „der honigreichen Bienen, wenn ich auf „die blutreitzenden Knaben blicke. Auch zu Te„nedus wohnen die Grazien, und mit ihnen „Suada einem Sohne des Agesilaus." Aus den letzten Zeilen muthmaßt Herr Schneider, daß Theoxenus von Tenedus, und ein Sohn eines übrigens unbekannten, Agesilaus gewesen sey. — Nach seinem Tode, sagt ein altes Mährchen, erschien Pindar einer Base, die ihm immer seine Gedichte hatte vorsingen müssen, im Traum und sang ihr den Hymnus auf die Proserpina vor, den er nun in der Unterwelt hatte machen müssen. Man trug sich bey den Griechen wirklich mit einem solchen Hymnus, den man für Pindar's Arbeit ausgab, und Pausanias führt einen Beynamen an, der der Proserpina darinnen sey gegeben worden. Wüßte man, ob die Base eine Dichterin gewesen, so verdient eine so poetische Wendung eines Trauergedichts auf Pindar immer Lob. Pindar starb, nach dem Suidas, im 55sten Jahr seines Alters; andre hingegen lassen ihn 66, ja einige 80 bis 90 Jahre alt werden, weil er Sieger aus der 87sten Olympiade besungen habe. Sein Grabmal

mal war zu Theben im Hippodromus vor dem Pöotischen Thore ein Stadium vor der Stadt. In der Anthologie sind noch zwey Grabschriften auf ihn, eine von Leonidas, die andre vom Antipater übrig. Noch nach seinem Tode hatte Alexander der Große so viel Achtung für Pindar's Andenken, daß er sein Haus bey der Einnahme von Theben nicht einäschern ließ, und seinen Nachkommen das Leben schenkte. Es ist mehr, als Vermuthung, sagt Herr Schneider, daß Alexander an ihm nicht die außerordentlichen Talente des Genies, sondern mehr das Lob schätzte, womit er die Thaten seines Stammvaters geehrt, und zugleich von ohngefähr der Eitelkeit des ehrgeitzigsten Abkömmlinges geschmeichelt hatte. Plato bediente sich der pindarischen Gedichte oft, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu bestätigen, und nannte ihn den Weisesten. Bekannt ist der erhabne Lobspruch, den ihm Horaz gemacht, und das Urtheil des Quintilian. Clemens von Alexandrien fand seine Geschichte so moralisch, daß er gar behauptete, Pindar habe

vieles

vieles aus der heiligen Schrift, und besonders aus den Psalmen und den Sprüchen des Salomo entlehnt. Pindar hinterließ sehr viele Gedichte, wovon ich zuerst diejenigen nennen will, die verloren gegangen sind, nämlich 1) Eine Ode, worinnen kein Sigma vorkam, und deren Eustathius und Athenäus gedenkt. Allerdings muste es ihm viele Mühe machen, diesen Buchstaben zu vermeiden, und diejenigen, die es ihm als ein Räzel aufgaben, hielten es für ganz unmöglich Als er es dennoch möglich machte, zog er sich dadurch viele Neider zu, andre tadelten ihn gar deswegen. Diesen antwortete er in einer Dithyrambe, worinnen er den neuern Zustand der Poesie mit dem alten verglich, und sich darauf berufte, daß in den ältesten Gedichten gar kein Sigma vorgekommen sey. So hatte z. E. schon Lasus eine solche Ode gemacht. 2) Bacchische Oden. 3) Daphnephorische Gedichte, das heißt solche, die er auf die Daphnephorien, ein Fest des Apollo verfertigt. 4) Siebzehn Trauerspiele. 5) Enthronismen, vermuthlich Oden, die er bey Gelangung eines Fürsten auf den Thron, beym Antritt seiner Regierung,

oder

oder sonst bey einer Gelegenheit, die seine Macht gründete, gesungen. 6) Epische Sinngedichte, das heißt, Epigramme in Hexametern. Eustathius nennt eines auf das Brod, und Suidas hat uns eines auf das Alter des Hesiodus aufbehalten. 7) Klagelieder (Threni) worinnen er sich vermuthlich seinen Lehrer Simonides zum Muster vorstellte. Dionys von Halikarnaß bemerkt aber, daß er in diesen Gedichten nur prächtig, nicht, wie Simonis, rührend geklagt, und öfterer, als Stesichorus, die Sitten und Würde seiner Person vergessen habe. Plutarch hat zwey Fragmente davon erhalten. 8) Parthenische Prosodien. Prosodien waren Gesänge, die von einem Instrumente begleitet wurden. Parthenien waren Gesänge für Mädchen, die von ihnen in Chören an Festen der Götter gesungen wurden. Athenäus hat ein Fragment erhalten. 9) Päane, oder Loblieder auf die Götter, vornehmlich auf den Apoll. Weil er in den pythischen Spielen geboren war, so fand er sich, so oft sie wiederkehrten, zu Delphi ein,

wo

wo er in dem Tempel auf einem ehernen Sessel, den man noch zu Pausanias Zeiten vorzeigte jene Loblieder absang. **Didymus** soll, dem Ammonius zufolge, Hypomnemata darüber geschrieben haben. 10) **Ermahnung an die Griechen in Prosa.** 11) **Encomien,** oder Lobgedichte. 12) **Scolien;** mehrere Stellen aus einer Scolie auf Mädchen, die ein Sieger in den olympischen Spielen nach dem Gelübde dem Dienst der Venus weihete, hat Athenäus aufbehalten. Auch **dichtete Pindar** Scolien über die Ergötzlichkeiten der Tafel. 13) **Hymnen.** 14) **Proömien,** eigentlich Präludien zu Gesängen, die mit der Cither begleitet wurden, und meistens eine Anrufung an die Götter enthielten. Nachher nennte man auch kleine Hymnen so, dergleichen **Pindar** auf den berühmten Tonkünstler und Dichter Sacadas machte. Weil der Bildhauer, der die Statue des Sacadas auf dem Helikon machte, diese Hymne mißverstand; so stellte er den Sacadas so klein vor, daß seine Flöte so groß als er selbst war. 15) **Hyporchemata,** eine Art von Gesängen, die nicht allein mit Instrumen-

ten

selbst angaben. Da unter den drey üblichen Arten jenes Tanzes der Hyporchematische lustig und scherzhaft gewesen, so muß auch der Innhalt der Gesänge damit übereingestimmt haben. Einige glauben, die Hyporchemata waren, was die Päane, Gesänge auf den Apoll gewesen, die man bey dem Tanz um den Altar gesungen habe. Allein, zu geschweigen, daß sie alsdann nicht komisch gewesen seyn könnten, so beweist Plutarch in der Abhandlung von der Musik die Verschiedenheit beyder Arten von Gedichten eben daher, weil Pindar sowol Päane als Hyporchemata geschrieben habe. Clemens von Alexandrien macht den Pindar gar zum Erfinder der Hyporchematen, welches vielleicht nur von Böotien zu verstehen ist. Denn Athenäus setzt in dieser Dichtungsart einen gewissen Xenodamus ausdrücklich vor den Pindar. 16) Dithyramben. Sie wurden nach Herrn Schneiders Meynung auf den athenienssischen Theatern aufgeführt, allein eben derselbe bemerkt, daß sie durch die Schuld der geschmacklosen Nachahmer, die Pindar in diesem Fache fand, gar bald vergessen, und, wenigstens zu Athen, nicht mehr gelesen wurden.

Fünf und vierzig lyrische Gedichte ist alles, woraus wir noch heutzutage Pindar's Genie beurtheilen können. Er selbst nannte sie εἰδη das heißt, eine Art von Gedichten, so wie εἰδύλλιον eine Art kleiner Gedichte bedeutet. Die ganze Sammlung heißt Periodus, weil sie Gedichte auf Siege in allen den vier feyerlichen Spielen enthält, die in Griechenland gebräuchlich waren. In vierzehn Oden sind die Sieger in den olympischen, in zwölfen die in den pythischen, in eilfen die in den nemeischen, und in achten die in den isthmischen Wettspielen besungen. Der Grammaticker Aristophanes soll sie nach der Ordnung der Spiele klassifizirt haben. Vorzüglich berühmt, wegen des majestätischen Eingangs, ist die erste olympische Ode an den König von Syrakus Hiero, bey welchem Pindar in großer Gunst stand. Die zweyte an Theron hat einen sehr simpeln Plan, und vortrefliche moralische Stellen; das Rührende wechselt darinnen mit dem Erhabenen, das Schreckliche mit dem Angenehmen ab. Die letzte olympische Ode zeichnet sich durch die darinnen vorkommende Geschichte der Grazien aus. Man kann die Macht der

Poesie

Poesie nicht erhabener beschreiben, als im Eingang der ersten pythischen Ode geschehen ist; vortreflich ist die Beschreibung von der Wirkung des Gesangs auf den Adler des Jupiter. Die majestätische Beschreibung des Aetna, die gleich darauf folgt, soll, dem Gellius zufolge, Virgil vor Augen gehabt haben. Die zweyte pythische Ode ist durch die Beschreibung von der Allgegenwart der Gottheit bekannt, der Anruf an die Zufriedenheit in der achten pythischen Ode hat sehr viel schönes. Die zehnte pythische soll er im zwey und zwanzigsten Jahre verfertigt haben. Unter den nemeischen Oden behält unstreitig die vierte den Preis. Der Eingang der sechsten ist überaus prächtig. In der ersten isthmischen Ode ward Pindar von der Liebe des Vaterlands begeistert. Man pflegte neun lyrische Dichter unter den Griechen für die vorzüglichsten zu erkennen, nämlich, außer dem Pindar, den Simonides, Stesichorus, Ibicus, Alcman, Anakreon, Alcäus, Sappho und den Bachylides, welcher letzterer ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Pindar, besonders am Hofe des Hiero, war, daher man noch der Bemerkung des Scholiasten in

den Gedichten des Pindar hier und da Anzüglichkeiten gegen den Bachylides bemerkt. Aber unter allen diesen Dichtern sprachen die Griechen dem Pindar den Preis zu. Alle Oden des Pindar haben einen Schwung, den man nicht genug bewundern kann. Sein Enthusiasmus ist so kühn, daß er kalten Lesern zuweilen Raserey dünkt, sein Feuer unwiderstehlich, seine Bilder so originell und so energisch, sein Reichthum an Gleichnissen so groß, daß er eben so entzückend als unerschöpflich ist. Zuweilen wird er sanfter, wenn es die Gegenstände erfodern; öfters streut er die vortreflichsten und ädelsten Sittenlehren ein. Die Gegenstände seiner Gedichte kommen uns nicht mehr so interessant vor, da wir an den Kämpfern keinen Theil mehr nehmen, die er besungen, da wir diese Helden nicht mehr so bewundern, als sie von ganz Griechenland bewundert wurden. Das Interesse ist weggefallen, welches eine ganze versammelte Nation daran nahm; die Spiele, in denen die Athleten den Preis davon trugen, sind bey uns kein Stück des Gottesdienstes; die Tapferkeit und körperliche Stärke stehen bey uns in keinem solchen Ansehen, als bey den

Griechen. Welchen Eindruck müssen bey den Griechen Pindar's Oden gemacht haben. Pindar würde sehr einförmig geworden seyn, wenn er stets nur die Tapferkeit der Sieger hätte preisen wollen. Er nahm daher Fiction zu Hülfe, und verschönerte seinen Stof durch das Wunderbare der Mythologie. Da man zu seinen Zeiten die Fabeln für einen wesentlichen Theil der Poesie hielt, da sie seiner Phantasie ein so weites Feld darboten: so ist es kein Wunder, wenn Pindar oft diese zum Hauptwerk und das Lob seines Helden zum Nebenwerk zu machen scheint. Dies ist die eine Quelle jener Digressionen, die man ihm so oft zum Vorwurf gemacht hat. Das Lob der Götter muste in Gedichte eingeflochten werden, die an den Festen derselben abgesungen wurden. Wie vieles muß uns daher im Pindar auffallen, was für die Griechen die Religion ehrwürdig machte! die siebende olympische Ode ward mit goldnen Buchstaben im Tempel der Minerva eingegraben. Die ganze Familie des Siegers in jenen Spielen bekam durch seinen Triumph einen neuen Glanz, er adelte dadurch gleichsam seine Vorfahren und seine Nachkommen. Es war daher keine unschickliche Digression, wenn Pindar

in die Familiengeschichte übergieng, die auch für Griechenland nicht gleichgültig seyn konnte, da die Kämpfer immer aus den ansehnlichsten Geschlechtern stammten, und Götter unter ihren Ahnen zu haben glaubten. Das Vaterland des Siegers hielt sich durch seine Thaten so geehrt, daß diejenigen, so sich an ihrem undankbaren Vaterlande rächen wollten, sich nicht besser rächen zu können glaubten, als wenn sie sich für einen Bürger eines andern Orts ausrufen liessen. Dies war für den Dichter eine sehr natürliche Gelegenheit, in die Geschichte der griechischen Städte auszuschweifen, und durch die Einflechtung der Nationalhistorie auch den übrigen Griechen interessant zu werden. Die Städte wurden alle selbst als Göttinnen betrachtet, und ihre Geschichte bestand fast ganz aus Fabeln. Ja es wurden sogar oft die Regierer der Wagen, welches auch Leute von gutem Herkommen waren, und die Pferde mit verewigt, die an dem Siege Theil hatten. Keine unschickliche Ausschweifung war es wohl nicht, wenn der Dichter auch die übrigen guten Eigenschaften des Siegers außer der Tapferkeit rühmte, und ihn überhaupt so wichtig, als nur möglich, zu machen suchte. Exempel und Vergleichungen

führen

führen den Pindar auch sehr oft vom Hauptstoffe ab; und so verirrt er sich in die Geschichte der Götter, mit denen er seinen Helden vergleicht, und von welchen die Sage war, daß sie selbst mit gekämpft hätten. Die Stiftung und der Ursprung der Spiele selbst lockt zuweilen den Dichter von seinem Gegenstande weg. Am meisten aber ist es seine lebhafte Einbildungskraft, welche so oft außerordentliche Sprünge wagt. Man findet oft bey ihm eine größere lyrische Unordnung, als bey irgend einem andern Dichter, und oft kann man nicht sogleich den Zusammenhang und die Schönheit davon einsehn. Die vielen Handlungen, womit er seine Gedichte belebt, scheinen sich in solchen Labyrinthen zu durchkreutzen, daß man den Faden völlig verliert, ja der Dichter verliert ihn selbst, und muß die Musen zu Hülfe rufen, um ihn wieder zu finden. Eine kleine Aehnlichkeit ist ihm oft zu einem Uebergange genug, von dem er nur spät wieder zurückkehrt. Dennoch muß man ihn auch oft bewundern, wie vortreflich er sich zu seinem Ziele zurückfindet, und wie glücklich er den weitläuftigsten Episoden eine Verbindung auf das Hauptthema zu geben weiß. Diese Verbindung geschieht zwar nicht durch eine so tabel-

larische Methode, als Erasmus Schmidt im Pindar finden will, aber doch durch einen gewissen Plan des Ganzen. Am meisten hat sich Pindar immer bemüht, seine Eingänge recht majestätisch zu machen. Sein hohes Kolorit, seine kühnen Ausdrücke, sein abgerissener Stil, seine gedrängte Sprache, seine Allegorien und Anspielungen machen ihn dunkel und schwer, ja viele halten ihn deswegen für räthselhaft und übertrieben. Sehr viel trägt dazu dieses bey, daß uns so wenig von der höhern lyrischen Poesie der Griechen erhalten worden. Man hat Stellen bemerkt, wo Pindar sich nicht gleich geblieben zu seyn scheint, allein Longin antwortet darauf: „Oft ist dem Pindar „und Sophokles mitten in ihrem grösten Enthusiasmus, indem sie zu donnern und zu „blitzen scheinen, ihr Feuer erkaltet, und sie „scheinen zu sinken, aber wollte man lieber „Bachylides, als Pindar, lieber Jon, als „Sophokles seyn?" — Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob Pindar nicht zuweilen seinen Helden geschmeichelt habe. Das Lob der Dichter ist jederzeit etwas verdächtig gewesen, allein es ist unbillig, von ihnen historische

Genauig-

Genauigkeit zu verlangen. Da die Dichter nicht mit kalten Blute loben können; so müssen sie immer dem kaltblütigen Leser das Lob zu weit zu treiben scheinen. Wenn sie auch, gleich dem Portraitmaler, verschönern, so thun sie es mehr ihrer Kunst, als der Person, die sie schildern, zu gefallen. Zu verdenken ist es ihnen nicht, wenn sie auf alle Art die Nachwelt für die Personen einzunehmen suchen, die sie des Lobes würdigen. Es ist ungerecht, sie der Niederträchtigkeit anzuklagen, wenn man es nicht erweisen kann; und so können wir ja heutzutage von keinem einzigen Helden des Pindar darzuthun, daß er unverdient gelobt worden. Die Tradition von seinem Geitze hat auch zu diesem Argwohn Gelegenheit gegeben, und den jüngern Racine (in der Abhandlung sur les louanges que donnent les poetes) gar veranlaßt, zu sagen: L'encens de Pindar étoit au plus offrant. Unnütze Muthmaßungen sind es, wenn man die Ursache, warum in der sechsten pythischen Ode mehr vom Sohne, als vom Vater, der doch eigentlich Sieger war, die Rede ist, in Pindar's Politik sucht, vermöge der er lieber die aufgehende, als die untergehende Sonne, habe anbeten wollen. Viele möchten ihn gar auch zum Schmarotzer ma-

chen, weil er oft an seinen Helden die Hospitalität rühmt, da diese doch bey den Griechen zu den vornehmsten Tugenden gerechnet ward. Der Vorwurf des Stolzes, welchen einige dem Pindar machen, verdient gar keine ernsthafte Widerlegung; denn die, so ihn gemacht haben, müssen gar nichts von dem ädlen Bewußtseyn der eignen Größe wissen, die allen Genies eigen ist. — Pindar's Leben hatten unter den Alten Chameleon, Herakleotes, und Aristodenus geschrieben. Unter den Neuern haben es theils die Editoren Erasmus Schmidt, Benedict und die Oxfurter Herausgeber, theils Fabricius, Kennet, ein französischer Gelehrter im 15ten Theile der Memoire de l'Academie des Inscriptions und andre Sammler erzählt. Eines von Barnes soll noch im Manuscript liegen, und Herr Grillo in seinem Kommentar zu Bion und Moschus redet gleichfalls von einem ungedruckten Leben des Pindar. Herr Joh, Gottlob Schneider, jezt Prof. zu Frankfurt an der Oder, gab zu Strasburg 1774 einen Versuch über Pindar's Leben und Schriften heraus. Ammonius,

monius, Aristarchus, Aristodemus, Callistratus, Chorides, Didymus, Dionysius Phaselita, Palamedes und Seleucus schrieben Kommentare über den Pindar, welche aber alle verloren, und wovon nur noch die Excerpte des Thomas Magister und des Demetrius Triclinus übrig sind. In der Wiener Bibliothek sollen sich noch ungedruckte Scholien von Thomas Magister und Emanuel Moschopolus befinden. — Die Ausgabe von Erasmus Schmidt, Wittenberg 1616 4. hat keine Scholien, einen gelehrten, aber pedantischen Kommentar, und eine sclavische und unverständliche lateinische Uebersetzung. Bey der Ausgabe von Paul Stephanus 1599 sind Scholien, und eine wörtliche lateinische Uebersetzung von Heinrich Stephanus. Scholien hat auch die Oxfurter Ausgabe 1697 Fol. von West und Welsted, bey der man außer einer lateinischen Uebersetzung in Prosa, die glückliche Paraphrase in lateinischen Versen von Sudorius oder le Surur findet. Die Glasgover Edition 1744 ist eine bequeme Handausgabe. Herr Hofrath Heyne gab zu Göttingen 1773 4.

einen berichtigten Text mit Varianten heraus, welchem er 1774 einen verbesserten Abdruck der lateinischen prosaischen Uebersetzung der Oxfurter Ausgabe nachfolgen ließ. Sonst haben auch Melanchthon und Lonicerus den Pindar ins Lateinische übersezt. Herr Konsistorialr. Gedicke zu Berlin hat 1784 Eclogas Pindari und 1785 eine Anthologiam Pindaricam herausgegeben — Vorzüglich ist die italiänische Uebersetzung in gereimten Versen nebst einem Kommentar und einer Vergleichung zwischen Pindar und Horatz von Alexander Adimari, Pisa 1631. Sehr gut ist auch die neue versifizirte Uebersetzung in italiänischer Sprache, die Joh. Bapt. Gautier 1761 und 1768 in vier Bänden herausgab. Aber dunkel und zu prosaisch sind diejenigen Oden übersetzt, die man in den Odescelte del Pindaro*) von Mazari 1776 findet, einige Oden des Pindar übersetzte bereits Cowley ins Englische, der diesen Dichter auch öfters nachgeahmt; man tadelt an ihm, daß er ein ungleiches Sylbenmaas gewählt. Im Jahr 1749 erschien von Gilbert West Odes of Pindar with several Pieces in Prose and Verse, translated

*) Mingarelli de Odis Pindaricis 1773 ist seichtes Geschwätz.

lated from the Greek, to which is added a dissertation on the Olympick Games, together with original poems on several occasions, T. II, 8; die neuen Auflagen von 1756 und 1766 haben drey Bände. Pindar ist hier so sehr erreicht, als er nur in einer neuen Sprache erreicht werden kann. Die Kühnheit der englischen Sprache kam dem Uebersetzer gar sehr zu statten, so daß er Pindar's Erhabenheit sogar in gereimte Verse übrrtragen konnte, ohne schwülstig zu werden, daß er die kühnen Uebergänge des Griechen nachbilden konnte, ohne dunkel zu werden. Doch lieferte er nicht alle Oden, sondern nur die erste, zweyte, dritte, fünfte, siebende, eilfte, zwölfte, vierzehnte der olympischen, die erste pythische, die erste und eilfte nemeische, und die zweyte isthmische. Diese, die vierte Ode des vierten Buchs vom Horatz, und die Iphigenia in Tauris des Euripides machen den ersten Theil aus. Untergesetzte Anmerkungen erklären die Mythologie, Geschichte, und Kunst des Pindar mit viel Geschmack. Im zweyten Bande findet man die eignen Gedichte von West. Den ganzen dritten Band füllt die Abhandlung über die olympischen

pischen Spiele, worinnen West zwar seinen Vorgängern Faber und Burette das Meiste zu danken hat, aber doch auch viel Neues hinzugefügt. Man findet daher diese Materie hier vollständig, und wenn gleich nicht mit antiquarischer Spitzfindigkeit, doch angenehm abgehandelt. Die sechs olympischen Oden, die West nicht hat, übersetzte ein Ungenannter London 1755 in gereimten Versen eben so frey, aber nicht so feurig. Alle, die West, und der Ungenannte nicht haben, hat Green 1779 in englische Verse zu paraphrastisch und zu frey übersetzt. Wilh. Tasker gab 1781 select Odes of Pindare and Horace in einer getreuen, aber zu matten Uebersetzung heraus. In Congrevens Werken findet man eine kleine Abhandlung von der pindarischen Ode. Im Jahr 1751 erschien zu London eine lateinische Abhandlung von Barford über die erste pythische Ode, die verschiedne neue kritische Erklärungen erhält. Die critical dissertation über den Karakter und die Schriften des Pindar und Horatz von Schomberg, die, London 1769, herauskam, ist aus Blondel ausgeschrieben. —

Schon

Schon 1616 erschien eine französische Uebersetzung des Pindar von Marin und 1616 eine von dem Sieur de Lagausie, halb in Versen und halb in Prosa, beide ganz abscheulich. Im Jahr 1686 gab Dav. Blondel eine Comparaison de Pindare et d'Horace heraus, worinnen aber mehr die Lebensumstände, als die Karaktere beyder Dichter verglichen wurden. Perrault konnte den Pindar nicht unverkleinert lassen, als er die Alten heruntersetzen wollte; er machte sich hauptsächlich über die erste olympische Ode lustig, die er eben so schlecht übersetzte, als auslegte. Fraguier hat in den Mem. de l'Ac. des Inscr. in der Diss. sur le Charactere de Pindare die vornehmsten Vorwürfe, die man dem Pindar macht, gründlich abgelehnt. Eben derselbe hat zwey Fragmente des Dichters erläutert, die man beym Plato findet, in der Diss. sur un passage de Pindare cité dans Platon, und in der Diss. de l'usage que Platon fait des poetes, die beyde in denselben Memoires stehn. Eine sehr kurze Vertheidigung des Pindar von Maßieu findet man eben daselbst unter dem Titel: Reflexions critique de Pindare. Einzle Oden, als die

vierte und fünfte olympische vom Abt Sallier, die erste, zweyte, zwölfte, vierzehnte olympische, und die erste und zweyte isthmische von Maßieu stehen daselbst sehr mühsam in Prosa übersetzt und erläutert. Sozzi übersetzte 1754 die olympischen Oden des Pindar in ziemlich richtige, aber matte und wäßrichte französische Prosa. Dieselben olympischen Oden hat 1757 ein ungenannter Franzose so gut in Prosa übersetzt, als es nur seine Sprache erlaubte. Den Discours sur la poesie lyrique avec les modele du genre tirés de Pindare, d'Anacreon, de Sappho, de Malherbe, de la Motte, et de Rousseau avec une courte notice sur la vie de ces Auteurs, par Mr. Gossart, Paris 1761, sind acht der besten Oden des Pindar in matter Prose beygefügt. Chabanon hat in französischer Prose die pythischen Oden 1772, und in französischen Versen zwey isthmische in den Mem. de l'Acad. des Inscr. die erstere ziemlich treu den Worten nach, aber paraphrastisch und modern, die in Versen nur nach der Hauptidee des Dichters übergetragen. Vauvilliers kleidete bey seinem seichten Essai sur Pindare 1772 sechs Oden in den Pariser

von

bon ton ein. Nichts besser ist seine nouvel traduction de quelques Odes de Pindare avec une Analyse raisonneé et des notes 1730. Unter uns hat Herr Prof. Steinbrüchel 1759 die glückliche Kühnheit gehabt, von den olympischen Oden die ersten fünf und die zwölfte in Prosa zu übersetzen, welchen Versuch man im fünften Band der Bibliothek der sch. W. beurtheilt findet. Vom seel. Rector Damm hat man einen elenden Versuch einer prosaischen Uebersetzung 1770 und 1772 in vier Abtheilungen. Herr Prof. Grillo hat in verschiednen seiner Schriften einige Proben einer poetischen Uebersetzung des Pindars eingestreut. Im Göttinger Musenalmanach für 1772 steht die eilfte olympische Ode von ihm in Versen. Die vierzehnte olympische vom seel. Götz in metrischer Prosa findet man in der vierten Abtheilung des Taschenbuchs für Dichter. Die neunte pythische von Herrn Schönborn in Versen in der Fortsetzung von den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur macht nach mehrern Versuchen dieses Uebersetzers begierig. Die erste pythische hat Herr Voß im teutschen Museum 1777 übersetzt, und Herr Hofr. Heyne in den-

selben Journal 1778 Anmerkungen darüber mitgetheilt. In Prosa hat Herr Gedicke 1777 die olympischen Siegshymnen, und 1779 die pythischen mit kurzen Noten vortreflich übersetzt. Von Herrn Guelitt stehen in dem teutschen Merkur und andern periodischen Schriften mehrere Oden übersetzt. In des sel. Clodius Versuchen ist die Moralität pindarischer Gedichte betrachtet. Joh. Lor. von Paw hat in den Notis in Pindari Olympia, Isthmia, Pythia, Nemea, Utrecht 1747, sehr verwegne Konjecturen vorgetragen. Willanow hat in einer Abhandlung de logica Pindari 1767 einen Einfall von Young (in der Abhandlung von der lyrischen Poesie) zu ernsthaft behandelt. Ruckersfelder in der Sylloge commentationum 1769, hat die Digressionen des Pindars von einer sehr falschen Seite betrachtet.

VI.

Ueber die verschiedenen

Haar- und Bartmoden

ein Schreiben des verstorbenen Lord Litteltons.

Ich erhielt Ihren unterhaltenden und lehrreichen Brief zur rechten Zeit, um die drückende Langeweile einer Toilette zu unterbrechen. Ich befand mich, als ich ihn empfieng, unter den Händen meines Kammerdieners, und sogleich ließ ich alles, Puder, Pommade und Papilloten, ruhen, um nicht eine Idee zu verlieren, die, wenn sie gehörig entwickelt würde, mir Stoff zu einer passenden Beantwortung Ihres philosophischen Briefes an die Hand geben könnte.

Man braucht nur die Geschichte der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten aufzuschlagen,

um

um sich zu überzeugen, daß die größten Begebenheiten immer aus den kleinsten Ursachen, und die heftigsten Zwistigkeiten und Verfolgungen, aus geringfügigen und nichtigen Umständen entstanden sind. Ich will, hier nur bey den Zänkereyen und Erbitterungen stehn bleiben, welche die verschiedenen Moden, der Haarfrisuren, der Bärte und Perruken, zu verschiedenen Zeiten, bey allen Völkern erzeugt haben. Es ist ein Gegenstand, wie er sich für ein Toilettenkabinet schickt. Erlauben Sie also, daß ich mich den Eingebungen meines atlaßenen Schlafrocks überlasse, und weiter fortfahre.

Nicht um Ihnen meine Gelehrsamkeit auszukramen, sondern um etwas Ordnung in meine Abhandlung zu bringen, muß ich den Anfang mit der Ehrfurcht machen, welche das Haar schon im grauesten Alterthum genoß. Wer nur ein wenig gelesen hat, weiß, daß das Haar, der Gott-geweiheten Jungfrauen, als ein, den Schutzgöttern wohlgefälliges, Opfer, angesehn wurde; und daß man bey den Griechen und Römern mit vielen Feyerlichkeiten, den ersten Pflaum, der Kinn und Schläfe beschattete, auf den Altären, des Bachus, Neptuns, und der übrigen Gottheiten, zum Opfer brachte. Im Anfang

fang unsrer Zeitrechnung würde es ein Verbrechen gewesen seyn, einem Menschen keinen Glauben beymessen zu wollen, der bey seinen Haaren schwur, und die höflichste Art zu grüssen war, wenn man sich ein Haar ausriß, und es der Person überreichte, der man diese ehrerbietige Aufmerksamkeit bezeigte. Jemand seine Haare zum Abschneiden hinhalten, hieß, ihn für seinen Oberherrn erkennen, und sie abschneiden, galt für die Zusage des begehrten Schuzzes. Die kurzen Haare zeichneten den Unterthanen und Sklaven aus, und wenn ein Schuldner, der nicht bezahlen konnte, sich seinem Gläubiger zu eigen übergab, so händigte er ihm die allmächtige Scheere ein, die ihm mit seinen langen Haarlocken, in einem Augenblick aller Kennzeichen der Freyheit, und der Freyheit selbst beraubte. Ein langes und schönes Haar, das, in diesem Zeitalter die auszeichnende Zierde derer von Adel war, und dem man in der Folge so vielen Werth beylegte, und so große Sorgfalt widmete, wurde gar bald der Gegenstand des Kanzelbannes. Die Geistlichkeit erfüllte alle Widerhälle der Kirchen, mit Strafpredigten gegen die Sünde, an seiner Toilette zu viele Zeit zu verlieren. Allein die

Geistlichen, die nichts mehr wünschten, als ein Bischen Welt-„Air“ zu haben, gaben ihrem geistlichen Kopfschmuck eine neue Form, und fanden gar bald Nachahmer unter ihren gefälligen Mitbrüdern. Nun entstand ein Schisma in der christlichen Kirche, das lange daurete, und während welchem die Geistlichen mit langen und kurzen Haaren, nicht ermangelten sich, wechselseitig, mit der ewigen Verdammniß, auf das freygebigste zu bedrohn.

Seitdem ein Maler, in seiner gotteslästerlichen Begeisterung es wagte, mit kühnem und profanen Pinsel, den Schöpfer des Weltalls, zum erstenmal zu konterfeyen, wurde ein grosser, hangender Bart, für einen der wesentlichsten, karakteristischen Züge, des höchsten Wesens angenommen. Der Jupiter der Heyden, samt allen den gravitätischen Bewohnern des Olymps, würden nie ohne diese majestätische Zier, für das was sie waren, erkannt worden seyn. Alle Philosophen betrachteten, bis auf unsre Zeiten, (Zeiten des Luxus und der Weichlichkeit) den Bart als das wahre Symbol ihres Standes. Er blieb in eben der Achtung bey den abergläubischen Juden, den weisen Egyptern, den zierlichen Atheniensern, und tugendhaften Römern; nur

nur in der christlichen Kirche wurde er ein Gegenstand der Zwietracht, und bald als Zeichen der Rechtglaubigkeit, bald als die ausgesteckte Standarte der Ketzerey ausgelegt. Es wurden Provincial-National-General-Concilien, Synoden und Kapitel von allen Mönchsorden gehalten, um diesen ehrwürdigen Auswuchs unsres Kinns zu untersuchen, und aus allen diesen Untersuchungen entstanden Streitigkeiten ohne Zahl, wo die Frage erörtert wurde, welche Gestalt man ihm geben müsse, und ob man ihn, ohne Sünde, dürfe wachsen lassen? bald befahl man ihn bald rund, bald viereckig, bald ausgezackt zu tragen, und jedesmal wurde der Bannstral gegen die aufgehoben, welche dem neuen Rathschluß nicht gehorsam waren. So lange man sich nur über Form und Größe stritte, nahm bloß die abendländische Geistlichkeit Theil daran, als aber die Disciplin der Kirche, das ganze Gesicht rasirte, und nur einen Knebelbart stehn ließ, gerieth der ganze Orient in Aufruhr. Alle Gläubigen in Asia und Afrika erhoben ihre Stimmen, und eiferten für die Sache des Barts, den sie auch standhaft behauptet haben, und dem man noch in diesen Ländern, die tiefste Verehrung zollt.

Die französische Kirche ist voll von lächerlichen Auftritten, welche durch diese frommen Zwiespalte veranlaßt wurden. Ein unrasirter Bischof, der in aller Pracht und Herrlichkeit vor der Thür seiner Domkirche erschien, um Besitz von seinem Sprengel zu nehmen, wurde von einem Trupp rasirter Chorherrn abgewiesen, die sich weigerten, ihm den Eintritt zu verstatten, wenn er nicht Gebrauch von der goldnen Scheere machen wolle, die man ihm überreichte, um sich den Bart abzuschneiden. Manche Prälaten kehrten, voll Unwillen, um, und beschwerten sich bitter über die angethane Beleidigung bey dem Landesfürsten, andre aber glaubten lieber, der dicken und unbequemen Haarbürde, als dem Ansehn und den Reichthümern entsagen zu müssen, die sie auf dem bischöflichen Stuhle erwarteten. Einige ließen sich mit den widerspenstigen Chorherrn in Vergleich ein, und willigten in die Aufopferung des größten Theils ihres Barts, doch mit der Bedingung, daß sie ihn auf der Oberlippe stehn lassen durften. Ein Bischof mit einem Schnurrbarte, würde uns jetzt sehr lächerlich vorkommen, und doch hat es deren viele gegeben, die vor dem Altare des Gottes des Frie-

dens, so schnurrbärtig, wie ein Grenadier erschienen.

Der arme Bart, der aus einem Gegenstande der Verehrung, so plötzlich zú einem Gegenstande der Verfolgung wurde, hat, wenn wir die Türkey, und die Klöster der Kapuziner ausnehmen, keinen Schutzort mehr auf unserm Erdenrund, man müßte denn den Credit in Anschlag bringen, in welchen er noch bey den Israeliten und den Eremiten steht.

Die erste Perruke, der die Geschichte erwähnt, war das Bocksfell, dessen sich Sauls Tochter bediente, um das Leben ihres Mannes zu retten. Xenophon erwähnt der Perruke des Astyages, des Großvaters des Cyrus, und Suidas und Tacitus, erzählen einstimmig, daß der große Hannibal eine Perruke trug, und daß seine Garderobbe, mit einem sehr vollständigen Sortimente von Perruken, von allen Arten, Größen und Farben versehn war. Es geschah dieses von ihm nicht sowohl aus Prachtliebe, als aus Politik, weil er jeden Augenblick in der Nothwendigkeit war, seine Zuflucht zu einer andern Verkleidung zu nehmen.

Im alten Rom, machten die Mannspersonen, und vorzüglich die Frauenzimmer, einen

starken Gebrauch von falschen Haaren. Zu Ovids Zeiten, waren die blonden Haare Mode, die man aus Deutschland verschrieb. Juvenal erzählt uns von der galanten Messaline, daß sie ihrem Kopf mit einem ungeheuern Wulst falscher Haare zu bedecken pflegte, um bey ihrem nächtlichen Liebesabentheuern nicht erkannt zu werden. Die römischen Damen ließen ihre Locken aus fremden Landen kommen, die unsrigen begnügen sich, ohne den mindesten Ekel, sie von den Todten ihres Vaterlandes zu borgen. Der französische König Ludwig XIII. verlor seine Haare, und wurde gezwungen, sich einer Perruke zu bedienen. Sogleich verschwanden alle Haare von den Köpfen der Hofleute, welche nach der Mode seyn wollen. Ludwig XIV. gab den Perruken viel Würde, und man trug sie, nach seinem Beyspiel, von einer so ungeheuren Größe, daß ein Mensch einem Löwen glich. Dieser Monarch ließ sich vor keiner lebendigen Seele mit kahlem Haupte sehn; nur der Barbier, der ihn rasirte, genoß dieses Vorzugs. Er setzte nicht ehe seine Perruke ab, und die Nachtmütze auf, als bis er in seinem Bett, und hinter seinen zugezogenen Vorhängen war; dann empfing sie ein Page aus seinen Händen,

und reichte sie ihm wieder den andern Morgen, vor'm Aufstehen. Die Frage, ob man eine Perrucke mit der Tonsur tragen dürfe? erregte neue Streitigkeiten unter der Geistlichkeit, von denen ich nur der Schismen des Arius und Athanasius, und der Folgen gedenken will, welche die Aufhebung des Edikts von Nantes, und die Lehrsätze des Jansenius nach sich zogen. Man hat ein eigenes Buch zum Lobe der Perruken geschrieben, und es Absalon nach dem Namen des jüdischen Prinzen genannt, dem sein schönes Haar ins Unglück stürzte. Auch dürfen wir die sonderbare Bittschrift der londner Perrukenmacher-Gilde nicht mit Stillschweigen übergehn, die sie an den König übergab, daß er doch, ihnen zur Liebe, die abgelegte Perruke wieder zu Gnaden annehmen möchte. Das Drolligste dabey war, daß die Deputirten, welche die Bittschrift überreichten, alle selbst eigenes Haar trugen.

In dem schönen Jahrhunderte des Augusts, spotteten die schönen Geister, der zu grossen Sorgfalt, die man auf seinen Haarputz verwendete. Einige Kirchenväter eyferten wider die Koketterie der Damen. Tertullian schließt seine Strafpredigt über die hohen Frisuren und das Färben der Haare, mit einer

Stelle

Stelle aus der heil. Schrift, daß man kein Haar schwarz oder weiß, und sich nicht grösser machen könne, und behauptet, dieses doch thun, hieße die Worte des Evangeliums Lügen strafen zu wollen.

Jedes Alter, jedes Volk, jeder Stand opfert der Koketterie. Oft störte sie die Ruhe der Staaten, und machte, daß man den Geist des Christenthums vergaß. Sie schlich sich in die Klöster, folgte dem Einsiedler in seine Klause, und herrscht selbst bey den wilden Hottentotten. König Theodorich ließ sich, wenn er rasirt worden war, noch jedes vergessene Härchen einzeln ausraufen, und Cäsar versichert, daß seine Soldaten nie besser fochten, als wenn sie sich parfümirt hatten. Koketterie und Frivolität sind dem Menschen angeboren; von dieser Wahrheit bin ich, als ich dieses schrieb, so fest überführt worden, daß ich mich in Zukunft unter den Händen meines Coeffürs mit weit mehr Geduld und Ergebung im Spiegel betrachten werde, weil ich innerlich überzeugt bin, daß ich blos dem allgemeinen Instinkt gehorche, der die ganze Welt beherrscht.

VII.

Die Folgen der Ausschweifungen

---

ein Schauspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Lord Belton.

Lady Belton, seine zwote Frau.

Karl, } Lord Beltons Söhne ersterer
James, } Ehe.

Duling, ihr Hofmeister.

Henriette, Dulings Tochter.

Ein Polizeyrichter.

Jones, ein Mohr, und Kammerdiener des Lord Beltons.

Johnson, Jones Unterhändler.

Nelly, Kammerfrau der Lady Belton.

Batrice, Laufer der jungen Lord Karls.

Roger, Bedienter der Lady Belton.

Der Polizeykommissär und Wache.

Ein Profos.

Etiche andere Bediente des alten Lords.

Das Schauspiel geht in London, theils in Lord Beltons Behausung, theils in einem Kerker vor.

Erster Aufzug.

Das Theater stellet einen schönen Saal vor.

Erster Auftritt.

Lady Belton, Roger, Nelly.

Roger bringt eine Tatze mit Theeschalen, Zukkerbüchse und Brod. Nelly trägt den Thee; und Lady Belton kömmt nach.

Lady Belton.

(Zum Roger, der im Hinausgehen begriffen ist.)

Ich gehe den Augenblick aus. (zu Nelly) Ist Henriette noch in ihrem Zimmer?

Nelly.

(die sich mit Theeeinschenken beschäftiget) Ja, Lady!

Lady

Lady Belton.

(giebt der Nelly ein Zeichen noch nicht einzuschenken) Sie soll kommen; ich warte mit dem Thee auf sie.

Nelly.

(Setzt das Theegeschirr nieder, und geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Lady Belton. (allein)

Wie wird meine gute Schwägerin sich der Aenderung freuen, der ich mich endlich schmeicheln darf! — — Ach! wäre es wahr, daß Vernunft und Tugend mir meinen Gatten wieder gäben! — — Das heranrückende Alter, so das flüchtige Feuer seiner Leidenschaften doch einmal tödten muß; seine zween erwachsene Söhne, die er auch itzt schon versorgen soll; alles dieses zusammengenommen, bestätiget meine süssen Träume.

Dritter Auftritt.

Lady Belton, Henriette.

Henriette.

(Die Lady Beltons in Brillanten gefaßtes Portrait an der Hand trägt, tritt ein, und küßt ihr die Hand).

Lady Belton.

Guten Morgen, Kind! — — Schon dein Bracelet an? die Brillanten stehen dir nicht übel!

Henriette.

Ihr Portrait giebt ihnen einen unschätzbaren Werth. Das ist das größte Geschenk, was mir der Himmel hätte geben können.

Lady Belton.

Schenk ein, Henriette! Ich muß ausgehen; meine Schwägerin ist in London.

Henriette.

(Die mit Theeinschenken beschäftiget.) Lady Belmour? Ei! wie kömmt es?

Lady Belton.

Sie kehrt von der Brunnenkur nach ihren Gütern zurücke. Um ihrer Freundschaft willen, die sie für dich hat, muß sie dir recht lieb seyn. Du wirst sie aber noch bald mehr lieben, wenn ich dir sage, was sie alles für James thun will.

Henriette.

(Setzt sich, und will Thee trinken.) Und was?

Lady Belton.

Er ist sehr glücklich, eine solche Tante zu haben. So große Wohlthaten, die sie ihm bestimmet, hätte ich nimmermehr vermuthet. Du weißt: von seinem Vater bekömmt er fast gar nichts; Karl ist der Majoratsherr.

Henriette.

Fiele das Majorat auf den Tugendhaften, James würde nichts dabey verlieren.

Lady Belton.

Lady Belmour wird ihn dafür schadlos halten; sie macht ihn zum Universalerben.

Henriette.

(Mit lebhafter Freude.) Ach! er verdient es!

Lady Belton.

Sie denket ihm dadurch einen noch weit grössern Vortheil zuzuschanzen.

Henriette.

(Immer freudiger.) Desto besser! Und der ist?

Lady Belton.

Eine reiche Parthie.

Henriette.

(Etwas erschrocken.) Eine Parthie? (sie fieng schon an, Thee zu trinken; setzt zitternd die Tasse auf die Tafel, und schlägt die Augen nieder.

Lady Belton.

Sie wird bald geschlossen werden. Ich gehe hauptsächlich deswegen itzt zu ihr, um mich deshalb mit ihr zu berathschlagen. — — Was ist dir? du frühstückest ja nicht?

Henriette.

(Sucht ihre Verwirrung zu verbergen.) Ich habe eine sehr schlechte Nacht gehabt. — Lady, vergeben Sie! itzt kann ich nicht trinken.

Lady Belton.

In deiner Seele geht was vor; ohne Zweifel ist ein Kummer darinnen verschlossen? Und warum mir solchen verhohlen? — Laß ihn vor mir ausbrechen! Ich finde dich schon seit einem Monat ganz geändert; du bist tiefsinnig, unruhig, betäubt. Rede doch, rede doch, mein Kind! du weißt, mein Herz gab dir schon lange diesen Tittel: belohne es damit, daß du mich in dem deinigen deine Kümmernisse lesen lassest.

Henriette.

Wäre ich würklich ein so verworfenes Mädchen, diesen kostbaren Titel zu vergessen, so würden ihre täglichen Wohlthaten mich erinnern, daß der Himmel in Ihnen eine Mutter mir wieder gab, die er mir bey den ersten Augenblikken meiner Geburt schon genommen. Alles dieses aber vergrößert meinen Kummer. Sie sollen ihn wissen: des Lords zween Söhne, die mein Vater erzogen, sind erwachsen; ihr Alter brauchet eine Gattin, und keinen Hofmeister mehr. Sie selbst, Lady, sagten ja erst, daß man mit diesem Gedanken sich beschäftige, daß James bald heurathen wird. Der Augenblick ist also schon vor der Thüre, der mich von ihnen trennen wird.

Lady Belton.

Dich von mir trennen, meine Tochter? Und warum? Wie gehört denn unsere Trennung zu James Versorgung? Glaubst du, wir sehen deinen Vater für einen gedüngten Miethling an, der um ein Bischen Geld sich mit der Sorge beladen, die von rechtswegen rechtschaffene Aeltern keinen Fremden überlassen sollten? Glaubst du, daß der Mann, der das wichtige Geschäft, zween Söhne zu erziehen, über sich genommen, so wie ein Bedienter mit Monatslohne kann abgewiesen werden? Nein, Kind! so handelt man nicht gegen einen Mann, der deinem Vater ähnlich sieht; der aus bloßen Eifer, die Tugend fortzupflanzen, und nicht aus Eigennutz....

Henriette.

Alles, was mein Vater an den zweenen jungen Lords gethan, haben sie an seiner armen Tochter erwiedert. Ich bekam die Belohnung dafür.

Lady Belton.

Dich wird nichts, als dein künftiger Mann von mir trennen.

Henriette.

(Sieht sie traurig an.) Mein künftiger Mann!

Lady Belton.

Ich verstehe dich. Mein Schicksal macht dich den Ehestand fürchten: allein glaube mir, der Stand hat auch sein Gutes. Ich nehme es über mich, dir einen Bräutigam zu suchen: ein gesitteter rechtschaffner Jüngling muß dein Mann werden, er muß in allem, vorzüglich aber in seinem Herkommen dir vollkommen gleich seyn. Das ist ein Hauptpunkt, ohne Gleichheit des Standes sieht man wenig Ehen, die mit der Zeit glückliche Folgen haben. Laß mein Beyspiel, mein trauriges Beyspiel, das du so oft in geheim mit mir beseufztest, dir zur Warnung dienen. — Ich erzählte dir schon oft: Ich bin eine Kaufmanns Tochter. Lord Belton ein junger Wittwer und Vater von zweenen Söhnen, war zu den Zeiten, wie man diese jungen Herrchens nennet, in seiner Stadt der Frauengünstling. Sein zügelloser Charakter ergab sich gänzlich dieser schädlichen Art von Wollust. Er warf die Augen auf mich, und glaubte anfangs, seiner Gewohnheit nach, durch Geschenke mich zu blenden. Er sah sich betrogen; sein flüchtiger Geschmack verwandelte sich in heftige Leidenschaft, und er bot mir seine Hand. Ich schmeichelte mir, ein Herz tugendhaft machen zu können,

das ich vor mich so zärtlich glaubte. Dein Vater, der auch schon sein Hofmeister war, stärkte mich in dieser Meynung. Diese eitle Hoffnung machte endlich mein Herz und meine Hand dem Lord Belton eigen. Aber kaum war er mein Mann, so erblickte ich schon den Abgrund, in dem ich mich stürzte. Seine Gestalt, die verschiedenen liebenswürdigen Eigenschaften, die er von der Natur, zwar aus ganz andern Absichten erhalten, gaben ihm eine solche Stärke in der Verführungskunst, daß unsere galanten Weiber sich den Rang streitig machten, seine unseligen Opfer zu werden. — — Und so beweine ich schon zwölf ganzer Jahre im Stillen mein trauriges Verhängniß. Vielleicht ändert er sich doch einmal! Ich hoffe immer; Gott, bey welchem er mir doch schwur, ewig nur mein zu seyn, wird den Gegenstand meiner Thränen und Seufzer, die nur Gott, und du hörest, mir endlich wieder geben. — Nun schließe aus diesem Beyspiele, so ich dir gebe, Henriette, welch tödlicher Streich deiner Ruhe beygebracht wurde; wenn auch auf dich ein Lord seine Augen würfe, und dich unglücklicher Weise empfindlich machte. Hüte dich ja Zeit Lebens vor den

Schlingen, die Große dir legen wollen; fliehe ihre betrügerischen Reitze!

Henriette.

(Benetzt der Lady Hand mit Thränen.) Ja, Lady! ich schwöre es, diese Lehre wird in meiner Seele tief eingepräget bleiben; ich werde sie mir zu Nutze machen. (Geht plötzlich ab.)

Vierter Auftritt.

Lady Belton, hernach Duling.

Lady Belton.

Sie weint wieder; woher kömmt wohl dies stete Trauren? (Sieht Duling aus Lords Zimmer kommen.) Was? Duling kömmt vom Lord? Was für Geschäfte hat er wohl bey ihm? — Was weis ich! — Wäre es vielleicht, daß Belton zu beschämt, zu schuldig gegen mich, ihm aufgetragen hätte, mir zu sagen — — Aber warum? — — Braucht denn ein geliebter Gatte einen Fürsprecher? Ach Belton! gieb mir dein Herz wieder, und dir ist gerne verziehen! Ich will alles vergessen; deine Verachtung, deine Treulosigkeit; alles, alles! Komme

me nur zurück, Undankbarer! meine Arme sind dir offen. (Zu Duling, der sich ihr naht.) Schon so früh vom Lord? Haben sie vielleicht von ihm einen Auftrag an mich?

Duling.

Nein, Lady!

Lady Belton.

(Ein wenig betroffen.) Nein! — — Er sprach also nichts von seinem Vorhaben? — — Warum ließ er sie denn rufen?

Duling.

Eine neue, unwürdige, abscheuliche Handlung von Karl! — —

Lady Belton.

(Erschrocken.) Wie?

Duling.

Wer weiß, was diese für betrübte Folgen vor ihn, und vor seine Aeltern hätte nach sich ziehen können.

Lady Belton.

Himmel! wieder eine neue Ausschweifung von seiner Art?

Duling.

Sie wissen, daß der gute Lord Karl, auf sein Alter pochend, mein Joch abgeschüttelt. Alle meine Vorstellungen gehen in die Luft. Er ist zügellos. Die Wahl seiner Freunde, die ich leider kenne, besteht aus jungen Leuten vom Stande, aber ohne Sitten, ohne Grundsätze, ohne Seele; die zu den verehrungswürdigsten Rang die verworfensten Herzen gesellen, und heut zu Tage Niederträchtigkeiten begehen, die man bey meiner Zeit von Schlossersjungen nicht vermuthet hätte: die, wenn sie auch groß und kleine gering schätzen, doch niemals so verachtet werden können, als sie selbst es verdienten. — Gestern Nachts kam er mit so einer saubern Gesellschaft in die Stadt zurück. Sie hörten in einem Hause Musik, und vernahmen, daß es eine Hochzeit seye. Da wurde nun die Hausthüre eingesprengt; sie stürzten in das Gastzimmer; mishandelten die Braut: und Karl schlug auf den Bräutigam, der sich zur Wehre setzte, so wüthend zu, daß er ihn zu Boden streckte.

Lady Belton.

Mein Gott!

Duling.

Alles war voll Entsetzen; gerieth in Empörung, und gieng rasend auf die jungen Leute los: die entkamen zwar, aber Karl war schon zu stark umrungen.

Lady Belton.

Der Unbesonnene!

Duling.

Zum Glück brachte mir sein Laufer, der gleichfalls entkam, diese fröhliche Botschaft. Ich lief hin, und fand den unglücklichen Bräutigam mit blutigem Gesichte halb tod auf einem Bette liegen; die Gäste, die Anverwandte, seine Braut in Thränen, und Karln schon in Ketten. Ich wand alles mögliche an, sie zu beruhigen; aber umsonst: die Wache wollte ihn fortschleppen. Endlich gelang es mir doch. Die Freunde wollten ihn loslassen, aber nicht anders, als vor tausend Guineen. Ich hatte nur vierhundert bey mir; die gab ich her, vor den Ueberrest stellte ich einen Wechsel aus, der heute Vormittag noch bezahlt werden muß. Ich brachte eben diese Nachricht dem Lord seinem Vater.

Lady Belton.

O wie strafbar ist er nicht! Sein Beyspiel, sein Beyspiel verdarb den jungen Menschen.

Duling.

Wohl wahr, Lady! Der gute junge Lord rennt in sein Verderben; es ist leider gewiß! Er wird ihm nicht entgehen, all unser Zurufen wird ihn davon nicht ablenken.

Lady Belton.

Wenn Karl, seinem Vater so ganz ähnlich, ihm in seiner Reue wenigstens auch nachahmte! denn ich hoffe — — ich glaub es sicher, mein Gemal wird bald in sich gehen.

Duling.

Zeit wäre es einmal.

Lady Belton.

Wie selten war er sonst zu Hause! itzt geschieht es öfters. Er war so gar gestern bey uns im Garten; trieb allerley unschuldige Possen mit ihrer Tochter. Ich sah, daß er einen Wohlgefallen daran hatte, und schwamm in Freuden. Was für Wonne genoß meine Seele

diese

diese Paar Stunden. Ich werde diese angenehme Neuigkeit itzt gleich der Lady Belmour mittheilen. Sie wissen ja ihre Projekte mit dem jungen James. Er muß in zwo Stunden mich von ihr abholen. Lassen sie es ihn nicht vergessen! — — Aber was geht denn mit ihrer Henriette vor? dem Mädchen fehlt etwas.

Duling.

Ich weis nicht; aber seit einiger Zeit merke ich — —

Lady Belton.

Sie gieng itzt eben in Thränen gebadet von mir. Meine Liebe für sie beunruhiget sich darüber.

Duling.

(Vor sich nachdenkend.) Ich habe Muthmassung!

Lady Belton.

Trachten sie doch ihr Herz zu erforschen, und alsdann soll die Herstellung ihrer Ruhe unser gemeinschaftliches Geschäfte seyn. (Geht ab.)

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Duling (allein).

Wäre meine Muthmassung doch ungegründet! das, was ich glaube, betrübet mich. — Ich muß und zwar so bald, als möglich in der Sache Licht bekommen. Ich habe ihm schon sagen lassen, das — — da kömmt er! Ein Paar Worte werden genug seyn.

Sechster Auftritt.

Duling, James.

Duling.

Lord James! ich schätze sie hoch! und wenn meine Achtung für sie gegründet ist, so glaub ich aus ihrem Munde die Wahrheit zu hören, wenn ich sie um was frage. — Sagen sie mir: gefällt ihnen mein Mädchen?

James.

(stutzt) Ihre Tochter — — Henriette?

Duling.

(Ihn scharf in die Augen fassend.) Henriette, ja.

James.

(Verwirrt.) Aber mein lieber Duling, — — Wie kömmt es? — — Welche sonderbare Ursache! — (lächelnd aber doch verwirrt) gab ich denn zu diesen Gedanken ihnen Anlaß?

Duling.

Ich weis schon genug! ihre Verwirrung sagt mir alles.

James.

(Entschlossen und feurig.) Nu ja, lieber Duling! Ich bete sie an. Meine aufrichtige und ungekünstelte Seele kann sein Feuer ihnen nicht verbergen; das dankbare Herz, welches sie gebildet, darf ihnen nicht verschlossen bleiben. Lesen sie alles, was darinnen vorgehet.

Duling.

(Streng.) Das hätte ich nicht erwartet! Auf der empfindlichsten Seite, in dem Gegenstande, welchen ich stets als das kostbareste Geschenk des Himmels betrachtet, von meinem Liebling beleidiget zu werden! Was ist itzt mein Lohn für so vieljährige Mühe und Arbeit? Eine strafwürdige Liebe!

James.

(Lebhaft.) Nein, das ist sie nicht. Kennten sie diese Liebe, sie würden sie nicht so herabsetzen. Ach! sie war die Brustwehre meiner Tugend. Ohne dieser Liebe würden die Beyspiele mich sicher verdorben haben; vielleicht wåre ich schon långst, wie — — mein Bruder. (Seitwårts.) Gott! bald håtte ich gesagt, wie mein Vater.

Duling.

Haben sie meiner Tochter ihre Gesinnungen schon entdeckt? Was sagt sie dazu? Wie, und seit wann ist diese Liebe entstanden?

James.

Seit dem Augenblick, als ich lebe. Sie sahen selbst, lieber Duling! ich war noch ein kleines Kind, und die liebenswürdige Henriette vermochte schon alles über mich. Ich konnte kaum gehen, so folgte ich ihr schon auf jedem Schritte nach. Ich suchte alles zu errathen, was ihr nur gefallen konnte; ich vermied alles, was ihr misfiel. Henriettens Unwille war mir damals schon empfindlicher, als der ihrige. War ich in dem Fortgange meiner Beschåftigung manchmal so glücklich, ihre Erwartung zu übertreffen,

treffen, so machte es bloß die Begierde, in Henriettens Gegenwart von ihnen gelobt zu werden. Dieß war der größte Lohn für mich. Alle diese damals noch kindische Gesinnungen wuchsen mit den Jahren bis zur zärtlichsten, feurigsten Liebe. Wahre Liebe ist scheu; ich verbarg also mit aller möglichen Sorgfalt diese Neigung in meinem Herzen, bis wider meinen Willen sie sich selbst verrathen. Seit kurzem erst legte ich ihrer Tochter dieses Geständniß ab. Vergeben sie mir es, Duling! ich bin vor meine Keckheit bestraft genug. Kaum entkam meinem Munde das Wort Liebe, so erröthete Henriette, und verließ mich plötzlich. Seither vermeidet sie mich an allen Orten, und sobald ich wo erscheine, so verrathen mir ihre Augen nichts als Traurigkeit, Zurückhaltung: sie wagt es kaum mir zu antworten.

Duling.

Und dieser Person, die sie so sehr liebten, bestimmten sie Entehrung und ihren Untergang?

James.

Wer? Ich? Gerechter Himmel! Ich? ich einen so abscheulichen Entwurf — — —

Duling.

Hätten sie vielleicht einen andern? oder was wollen, was hoffen sie denn sonst? — — Meine Tochter, und ich, wir werden wegreisen.

James.

(Ergreift ihn bey der Hand, als wenn er ihm zurückhalten wollte. Ach, Herr Duling!) —

Duling.

(Streng und schmerzhaft.) Lassen sie mich! Ihre Hitze, ihr Widerstreben beschleunigen meine Reise, statt sie zu verzögern. Sie wissen Mylord; mich hielt in diesem Hause nichts als ihre Erziehung: und sie undankbares Kind! sie treiben mich itzt weg.

James.

(Will ihn wieder bey der Hand nehmen.)

Duling.

Ich sag' es ihnen noch einmal: lassen sie mich!

Siebenter Auftritt.

Karl. Die Vorigen.

(James wirft sich auf einen Stuhl, und verbirgt sich das Gesicht. Karl tritt ein, und geht im Zimmer auf und ab.)

Duling.

(Der im Ausgehen begriffen war, zu Karln.) Wo laufen sie denn hin? Warten sie Karl! ich muß sie sprechen.

Karl.

(Wendet sich mit etwas ungeduldigen Mienen gegen ihn.

Duling.

Meine Gegenwart ist ihnen ungelegen, ich sehe es; doch hören sie mich, es ist das letztemal: Eine in groben Wohllüsten eingewiegte Seele verliert allen feinen Geschmack, und sucht zu seinem Umgange nur die verworfensten Opfer der Wohllust. Tugendhafte vernünftige Weiber wanken einem jungen Menschen ohne Sitten nur Langeweile; nicht die wahre Liebe, nur dessen Misbrauch, oder besser zu sagen, das Laster ist sein Abgott. Das wird ihm endlich auch zum Ekel; die Sinnen werden abgenützt; das Herz bleibt leer: Langeweile, Ekel Verfolgen

ihn; er sucht die abgestorbenen Begierden wieder zu beleben, und diese stürzen ihn, von einem Laster in das andere. So bringet oft der Verlust der guten Sitten einen wohllüstigen Jüngling stufenweis zu den größten Verbrechen. — Das ist ein Spiegel, Mylord, den ich ihnen zum beydenmale vorhalte; besehen sie sich wohl darinnen! er zeigt ihnen ihr künftiges Schicksal vollkommen. Ich prophezeihe es ihnen. Sie begiengen gestern eine abscheuliche That, die ihnen schreckbare Züchtigungen hätte zuziehen können. Es wäre nicht das erstemal, daß London einen Lord auf dem Schavott erblickt hätte, der mit seinem Kopfe vergossenes Blut bezahlen mußte, oft Blut des verworfensten Pöbels, wenn man ja Unglückliche so nennen muß, wenn sie nichts mehr als Menschen sind. Beben sie also, Mylord! Sie sind am Rande ihres Untergangs; dann ein unordentliches Leben bringt endlich zu allen Lastern.

Karl.

(Lächelt.)

Duling.

Ja, ja! Mylord! lächeln sie, so verächtlich sie wollen. Meine Prophezeihung trifft vie-

leicht

leicht bald ein; aber ich will keinen traurigen Zeugen davon abgeben. Wie unglücklich bin ich! Mit welcher Liebe und Sorgfalt wartete ich nicht schon funfzehn ganzer Jahre ihrer Jugend ab. Ich glaubte beyde zur Tugend gebildet zu haben, und muß, (auf Karln zeigend.) Diesen da ohne Sitten, den Lastern Preis gelassen sehen; der rennt zügellos seinem Verderben entgegen, und dieser da, (auf James zeigend.) Der mich trösten sollte, den ich nicht nur liebte, den ich hochschätzte, vergiftet mir den Rest meines Lebens.

(geht ab.)

Achter Auftritt.

Karl James.

James.

(Ist noch in der nämlichen Stellung.)

Karl.

(Sieht Duling nach.) Endlich hat er ausgesprochen! Was für ein Mann! Eine traurige Gattung von Menschen! Ich glaube, der gute Alte ist durstig geworden, sonst predigte er noch. Was der alte Schulfuchs für einen Lärmen

men macht; daß ich eine Maitresse habe! Beleidige ich dadurch meinen Standt? Ein Mann, der die Freude liebt, hört nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. — — Klemont, Tanby, mein Vater und hundert andre beweisen es täglich. (Sieht eine Weile James an.) Nu Bruder! über dich brummt er ja auch; wie kömmt denn das? Du warest ja stets sein Vertrauter Freund! Was gilts Duling hat deine heimlichen Seufzer belauscht. Ich weis sie eben so gut: du bist in Henrietten vernarrt.

James.

Und ich verliere sie! Ihr Vater ist im Begriff mit ihr fortzureisen.

Karl.

Habt ihr mit einander gebrochen? Ach! wahrhaftig, das ist kostbar! Weißt du was, Bruder! Weil der alte Murrkopf auch dich zu quälen anfängt, so mache itzt mit mir gemeinschaftliche Sache. Sey getrost! Verlaß dich auf mich, ich helfe dir gewiß. Er will fort? glückliche Reise! So gällen uns die Ohren von seinen altfränkischen Moralen nicht mehr. Aber Henrietten will er auch mitnehmen, sagst du, nicht wahr? Ha! das wird der alte Knabe

wohl bleiben lassen! Du liebst sie; und du hast Recht: das kleine Ding ist so ziemlich artig. Ich bekam selbst einigemale schon diese Grille. Aber muß man denn deswegen verzweifeln? — — Weißt du was? Wir wollen sie diese Nacht entführen; mein kleines Lusthaus steht dir zu Diensten. Es ist ja nichts leichter, als das.

James.

(Der schon bey Karls lezten Reden aufgestanden, und ihn mit Erstaunen betrachtet.) Jetzt erröthete ich wirklich dein Bruder zu seyn. Geh! erweise deine Dienstfertigkeit Leuten deines Gleichen, nicht aber mir. Mein Zustand mag noch so bedauernswürdig seyn, so bin ich doch nicht so unglücklich, als ich es wäre; glaubte ich, oder gliche ich dir.

(geht ab.)

Neunter Auftritt.

Karl. Hernach Batrice.

Karl.

(Allein). Desto schlimmer für dich, Herr Bruder! ich behalte sie also für mich, und da bist du bestraft genug.

Batrice.

(Der eben kömmt). Mylord! alle ihre guten Freunde sind bey Irvin versammelt, und — — —

Karl.

Gut! ich komme gleich! Gehen wir durch den Garten hinaus! Sie wollen diese Nacht Henrietten entführen; hast du an alles gedacht? Ist mein Wagen bereit?

Batrice.

Wie? Mylord, sie beharren noch auf diesen Entwurf? Denken sie, was Duling gestern für sie that. Könnten sie wohl — — (während daß Batrice spricht, erblickt er den alten Lord, giebt seinem Herrn ein Zeichen, und geht fort.)

Karl.

(Will auch abgehen. Sein Vater tritt aber ein, und sagt.)

Zehnter Auftritt.

Lord Belton. Karl.

Belton.

Im strengen Tone. Ein toller Streich nach dem andern! Und weil ich einmal reden muß, so war der gestrige ein wenig zu theuer. Ich leide so was nicht mehr. Ich sage es voraus, richte dich also darnach! (auf und abgehend.) Wie ein Schurke sich arretiren lassen; junger Herr! künftig ein wenig klüger!

Karl.

(Leise). Oder ein wenig geschickter.

Belton.

Zerstreuungen; Ergötzlichkeiten; da und dort kleine Schwachheiten sind dir und keinem Menschen verboten. Aber in die Häuser zu brechen, stoßen, schlagen, verwunden: denkst du denn nicht, was das nach sich ziehen kann? Ein aufgebrachter Pöbel — tausend Gefahren — — Und hernach die Unkosten! dießmal zahle ich für dich; aber kein ungebetner Gast zu einer bürgerlichen Hochzeit mehr, das bitte ich mir aus.

Karl.

(Geht lächelnd ab.)

Eilfter Auftritt.

Lord Belton, (allein).

Ich glaube, der junge Schalk lacht nur meiner Vorstellungen? Ich that es auch, wenn so kleine Vorfälle mir eine Strafpredigt von meinem Vater zugezogen. Der gute Mann ward aber im Ernste böse, und da hatte er Unrecht: was gewinnen denn die Aeltern dabey? Sie schrecken, aber sie bessern nicht. Gewisse Sachen hören nur von sich selbst auf. Unterdessen ist der leichtsinnige Kopf mir doch lieber, als der ernsthafte Kato sein jüngerer Bruder; aus dem wird wohl nichts. Nur Pädagogen werden ihn loben; Karln aber werden die Weiber lieben, und da macht er gewiß sein Glück.

Zwölfter Auftritt.

Lord Belton. Jones.

Jones.

Mylord! Lady Elint speyt Schwefel und Pech, daß sie schon drey Rendesvous versäumet. Es ist aber auch verdrüßlich! Nimm! (giebt ihn Bankopapier.) Es sind hundert Pfund Sterling.

Jones.

(Nimmt freudig die Zettel.) Das ist gewiß für die Schöne, welche Johnson ———

Belton.

Zu Hastings trag es! Er wohnt in unserer Nachbarschaft. Geh ohne Verweilen, und tilge Dulings Wechsel.

Jones.

Ha so! — das ist für das gestrige Ebentheuer, wo ihr Sohn —— Meiner Treu! Mylord, da werfen sie ihr Geld ein bischen zum Fenster hinaus. Lord Karl hätte viel wohlfeiler durchkommen können: Aber da hat gleich Herr Duling ——

Belton.

Ist meine Frau zu Hause?

Jones.

(Seitwärts mit größten Erstaunen.) O Himmel! Sollte er vieleicht gar seine Gattinn wieder lieben? — — Gute Nacht Sporteln! Wenn das ist, da dörfte ich nur meinem Bündel zusammen packen.

Belton.

Antworte doch! Ist sie in ihrem Zimmer?

Jones.

Nein, Lord! sie fuhr eben aus.

Belton.

(Etwas leise.) Und ohne Zweifel Henriette mit ihr?

Jones.

Nein, Lord!

Belton.

(Ganz Feuer und Freude.) J Stockfisch! warum sagst du es nicht gleich? Sag! wo ist sie? In ihrem Zimmer oder im Garten?

Jones.

Bey ihrem Vater, Lord! (er untersucht

Bel-

Beltons Miene, der bey dem Worte, Vater, nachdenkend wird, seitwärts.) Ich rieche Lunten.

Belton.

(traurig.) Bey ihrem Vater?

Jones.

(Seitwärts.) Gut! itzt weis ich, was ihm fehlt. Er ist in das kleine Mädchen verliebt! — — desto besser, das ist ein trefliches Accis für einen Kammerdiener. (Zu Belton schmerzhaft.) Mylord! was that ich, daß ich bey ihnen so in Ungnade gefallen bin?

Belton.

Wie so?

Jones.

Sonst würdigten sie mich ihres ganzen Vertrauens, und itzt verhehlen sie mir gar, daß sie die kleine Henriette lieben.

Belton.

(Lächelnd.) Was? du glaubst, ich liebe sie? — I nu! — — Vielleicht wohl. (Seitwärts.) Der Schelm sieht mir alles an den Augen an. (Zu Jones.) Ja, das Kind hat mich bezaubert! Ihr Bildniß schwebt mir

Tag

Tag und Nacht vor den Augen. Schon lange lüsterte ich nach ihr. In dem Wirbel so vieler anderer Zerstreuungen glaubte ich zwar sie vergessen zu haben, aber ich betrog mich. Sie blendete mir nicht nur mein Aug. (Zeigt auf das Herz.) Sie packt mich da an. Das Mädchen muß meine werden! Ohne sie kann ich nicht leben.

Jones.

Wenn aber Lady, und der alte Dusling — — —

Belton.

Sie sollen es nicht merken.

Jones.

Ihre zween Herrn Söhne liegen vieleicht an dem nemlichen Fieber krank; vorzüglich der jüngere.

Belton.

Geh! wer wird diese fürchten. Zween so junge Laffen sind unser einem gar nicht gefährlich. Sie können keine Mittelstraße treffen. Karl ist zu unternehmend, zu unverschämt, um ihr zu gefallen; James so ernsthaft, zu sittsam; und Sittsamkeit in der Liebe macht manchmal Gönnen.

Jones.

— Das ist wahr! den guten jungen Lords fehlt halt noch ein wenig Praktik.

Belton.

Ich suche in den geringsten Kleinigkeiten Henriettens Geschmack zu errathen. Und dadurch hoffe ich sie zu gewinnen. Im Garten merkte ich gestern, daß sie die Blumen liebte, und Milk brachte ihr schon heute ein Buquet von meiner eignen Hand. Und an ihrem Namenstage, der bald kommen wird, soll sie eben ein solches Buquet von Diamanten gefaßt haben. — Diamanten stehen den Weibern immer am besten in die Augen; nichts zieret auch mehr das zum Reizen erschaffene Geschlecht, als diese Steine. Itzt weißt du alles. Unterstütze also dieses mein Vorhaben! Wir werden weiter davon sprechen. Nun aber geh, und sorge für Dulings Wechsel! Ich erwarte dich auf meinem Zimmer. Mach bald! Ich habe bis zur Stunde noch keine Gelegenheit gefunden, ihr meine Liebe zu entdecken! Stell dir also meine Marter vor! Mach bald!

(geht ab).

Jones.

Ja, ja! das stell ich mir schon vor. — Altes Holz lodert immer stärker, als junge Reiser; aber was hülfts, es lodert auch geschwinder aus.

(geht ab.)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Henriette.

(Sie hat ein Buquet an der Brust.)

Wie traurig er ist! Sein Schmerz geht mir an die Seele; ich kann ihn nicht ertragen. — — Armer James! du seufzest umsonst! — — Dein Bitten, deine Thränen werden bey meinem strengen Vater nichts vermögen. Morgen reisen wir doch — — (sie setzt sich zur Ramme, die bey dem Sopha steht.) — Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß diese Trennung meinem Herzen so viel kosten sollte. Heute fühle ich erst, wie stark ich James lieben. — — (seufzend) und wie sehr er es verdient. (denkt nach)

Zweyter Auftritt.

Jones, Henriette.

Jones.

(Tritt mit dem Wechsel in der Hand ein). Nu! da ist er bezahlt, der verdammte Wechsel! — Wie viel Geld er kostet! — armes Geld, du dauerst mich, (erblickt Henrietten). (Für sich.) Was? so allein? den glücklichen Augenblick muß man nicht entwischen lassen. Husch zum alten Lord. (Geht mit langen Schritten auf den Zähen ab).

Dritter Auftritt.

Henriette, hernach James.

Henriette.

Lady bleibt lange aus! was muß sie aufhalten? Ihre Gegenwart ist mir höchst nöthig. Wenn ich meine Thränen vor ihr ausschütte, so wird mein Herz erleichtert. Sie vermuthet die Quelle dieser Thränen gewiß nicht. — Da kömmt James. Verzweiflung ist auf seiner Stirne.

James.

James.

(Ganz außer sich.) Ich bin verloren! Ich weis nicht mehr, wohin ich gehen, wo ich sie finden soll? Wem kann ich in diesen schrecklichen Augenblicken — — (Erblickt Henrietten die aufsteht und abgehen will.) Sind sie da, Henriette? Er bleibt unbeweglich der grausame Vater! Nichts kann ihn rühren, nichts erweichen. Er besteht hartnäckig darauf, morgen zu reisen. Was fangen wir an?

Henriette.

(Zwingt sich entschlossen zu seyn.) Der Nothwendigkeit ohne Widerstand nachgeben. Beschuldigen sie meinen Vater nicht, er liebt sie, Lord! und weil er uns beyde liebt, so trachtet er Unheile abzuwenden, die ihn für uns zittern machen, und welche die Unerfahrenheit uns nicht einsehen läßt. — Ja, Lord! Wir sind keines für das andere geboren; und da doch früh oder spät wir uns einmal trennen müssen — —

James.

Nu gut! zerreissen sie mir auch das Herz! schütten sie auch Tod und Verzweiflung in meine Seele! ach Henriette! fühlte ihr Herz nur

einen Funken von der Liebe, die sie in mir geschaffen, die mich für sie ganz verzehret, sie würden keine solche Sprache führen. Trennen! — — Wir uns trennen! Und warum denn trennen, wenn sie mich lieben? Wenn sie mein aufrichtiges, mein zärtliches Herz kennen, und ihrer werth achten? Sie können gar nicht zweifeln, daß, wenn man uns trennet, mein Tod gewiß ist. Aber ich sah es von jeher; ihr Herz fühlt keine Liebe, kein Erbarmen; weder Freundschaft fühlt es für mich. Sie könnten mich vor ihren Füßen von Seufzern ersticken sehen, und ihnen würde es nicht einen einzigen kosten.

Henriette.

(Weinend.) Wie ungerecht macht oft der Schmerz nicht! Wo gerathen sie hin, James? dergleichen Vorwürfe fehlten meinem Unglücke noch. Oeffnen sie die Augen, Undankbarer, und sehen sie meine Thränen.

James.

O liebste Henriette! Ihre Thränen sind die Sprache der Liebe! Warum redet ihr Mund eine andere? O lassen sie ihn doch hundertmal dieses mir so heilige Geständniß bestätigen! daß

ich

ich ja nicht mehr an meinem Glücke zweifeln darf. Sie lieben mich?

Henriette.

Trotz der Vernunft, die mir es untersagt. Nur wenn ich sie sehe, scheine ich mir weniger schuldig. Ich weiß wohl, daß die weite Kluft zwischen ihrem Rang und meiner niedern Geburt — —

James.

Rang! Rang! in der Liebe giebt es keinen. Henriettens Liebhaber — dem Titel setze ich Purpur und Kronen nach. Heißt das nicht zu Würden sich emporschwingen, betet man die Tugend an. Wer darf stolzer seyn, als jener, den die Schönheit selbst andern vorzieht? Und bin ich nicht alles das, wenn Henriettens Wahl auf mich fällt. Sie lieben mich, Henriette, das ist genug, meine Standhaftigkeit unerschüttert zu machen. — Man will uns trennen, aber der Versuch ist vergeblich. Ich stehe dafür, nichts schrecket mich ab; und noch diesen Augenblick — (er will gehen.)

Henriette.

(Halt ihn auf.) Wo wollen sie hin? Sie machen mich zittern! Wollen sie meine Schwach-

 heit

heit für sie bestrafen, indem sie mich der Schande aussetzen? Meine strafbar heimliche Liebe meinem Vater, der Lady ihrer Mutter entdekken? Beyder ihren Haß mir zuziehen? Ist es nicht genug, daß sie mich auf lebenslang um meine Ruhe gebracht; wollen sie mir auch noch dieser beyden ihre Achtung rauben? Muß ich in allem ihr Opfer werden? — — — Lord! nehmen sie sich in Acht, so würde ich sie hassen, ewig würde ich es bereuen, sie geliebt zu haben. Mehren sie nicht meine Leiden, ich habe, glaube ich, derer genug! — Reichen meine Bitten bis zu ihrem Herzen; lieben sie mich; so lassen sie mich ungestört weinen! Und sie, bey ihrer Liebe gebiet ich es ihnen, werden sie glücklich! Ihre Tante hat für sie die großmüthigsten Absichten. Widersetzen sie sich nicht; beschleunigen sie vielmehr den Augenblick, diejenige glücklich zu machen, die ihr ganzes Vermögen dahin giebt, um ein Herz zu besitzen, dessen ich niemals würdig bin. (Nachdem sie die letzten Worte mit von Seufzern gedämpfter Stimme gesprochen, weint sie trostlos.)

James.

Himmel! was reden sie vom Glücke, vom Bündniß, vom Vermögen? Ohne ihnen Henriette

riette, (in dem heftigsten Tone). Ja, ohne dir, ohne deinem Herzen ist die Welt mir ein Nichts. Keine in der Welt soll die meinige werden, wirst du sie nicht! Ich schwöre es bey der Liebe, die schon in meinem Herzen aufkeimte, da ich noch ein Kind war, und sie kaum recht aussprechen konnte. Bey der Liebe, die so glücklich war, auch dein Herz zu entzünden, und dir ewig den treuesten Liebhaber zu deinen Füßen gefesselt halten wird, den nur deine Tugenden entzücken.

Henriette.

(Ganz in Thränen, betrachtet ihn schmachtend).

James.

(Dessen Augen an die ihrigen geheftet sind, bleibt einige Augenblicke ganz unbeweglich, alsdenn fährt er in einem sittsamen Tone zu reden fort, so, als wollte er sie beruhigen). Das zärtlichste Geständniß, dessen sie mich itzt würdigten, wird stets in dieser Brust verschlossen bleiben; Niemand wird aus James Mund hören, er sey so glücklich, daß sie ihn lieben. Aber — (itzt fängt er wieder stufenweis an stürmisch zu werden.) Ich gehe, der ganzen Welt

zu gestehen, daß nur ich sie, nicht sie mich unaussprechlich liebe; daß ich sterben muß, wenn man mir sie raubet. Ja ist meinen Aeltern mein Leben und meine Vernunft je werth gewesen; so müssen sie ihren Vater zwingen, von meinen Thränen gerührt zu werden. — Nein Henriette, sie reisen nicht. (Geht eilends ab.)

Henriette.

(Folgt ihm nach.) Bleiben sie, wo wollen sie hin? — — Ach! wie bin ich zu bedauren, (Will wieder zur Arbeit gehen, und sieht den alten Lord eintreten.) Himmel! der Lord! Wie werde ich vor ihm, was in mir vorgehet, verbergen können!

Vierter Auftritt.

Henriette, Lord Belton.

Henriette.

(Grüßt ihn, und setzt sich wieder zur Arbeit).

Belton.

(Seitwärts.) Ja! sie ist allein! Ihr Anblick erschüttert mich ganz. (Er nahet sich der

Hen-

Henriette mit offner Miene ganz gleichgültig.) Ich glaubte, die Lady hier zu finden.

Henriette.

Sie gieng aus, Mylord! und wird bald wieder zurückkommen, denke ich.

Belton.

(Kommt noch näher.) Bey Henrietten kann man ihrer ohne Ungeduld warten: wer wird sich erinnern, was anders gesucht zu haben, wenn man sie sieht. (Setzt sich zu Henrietten, und betrachtet ihr Buquet.) Ich glaubte, diese Blumen würden nach ihren Geschmacke seyn. Hier scheinen sie wirklich schöner, als sie am Stocke waren. — — Wie fleißig! Nichts kann sie stören.

Henriette.

(Fährt, ohne zu antworten, in ihrer Arbeit fort).

Belton.

Sie sind ja ganz vertieft in dieser Arbeit? Was soll es denn werden? das scheint mir recht schön zu seyn.

Henriette.

Es ist die Garnitur zu einem Kleid. Mylady versprach mir sie zu tragen; Ich muß also wohl Fleiß anwenden.

Belton.

Wahrhaftig! die gute Lady ist sehr glücklich! Nur mit ihr beschäftiget man sich; nur an sie denket man.

Henriette.

Sie ist so gut; sie hat so viele Zärtlichkeit für mich. Ach! was bin ich ihr nicht schuldig!

Belton.

(Mit etwas zärtlichen Tone.) Aber so, wie sie für sie denket, denke ich auch: Sie kann gewiß für sie nicht mehr empfinden, als ich. Sie wären undankbar, Henriette, wenn sie daran zweifeln sollten.

Henriette.

Mylord! ich erkenne alle ihre Wohlthaten, wie ich soll.

Belton.

(Sieht Henriettens Bracelet, und stellt sich verwundernd). Das ist ja die Lady? — — Seit wann hat sie — —

Henriette.

Gestern gab sie mir durch dieses Portrait ein neues Kennzeichen ihrer Güte. O das ist Schatz, nach dem schon lange mein Herz sich sehnte.

Belton.

Mit Erlaubniß. (Er nimmt ihre Hand, unter dem Vorwand das Portrait zu besehen; hält sie eine Weile in der seinigen geschlossen, und sieht ihr scharf in die Augen; seine Blicke verrathen heranwachsende Lebhaftigkeit).

Henriette.

(Läßt die Arbeit bey Seite, und überläßt dem Lord die Hand, in der Meynung, er beschäftige sich mit dem Portrait seiner Gattinn. Das Original ist schöner, wirklich schöner! Und wie könnte der künstlichste Pinsel die Schönheit ihres Herzens entwerfen? Ihre Güte, ihre Sanftmuth, ihr über alle Widerwärtigkeiten erhabner Muth, ihr stets gleicher Charakter, die Liebe zu ihren Pflichten, die Begierde ihnen zu gefallen — — Ach! gewiß! nicht wahr, Mylord, sie denken, wie ich, und lassen ihr Gerechtigkeit widerfahren? Es steht nur bey ihnen, und Lady wäre so glücklich, wie sie es in der That verdient. — — Sie werden erweicht! o Mylord! unterdrücken sie diese glückliche Empfindung nicht; hören sie itzt ihr Herz, und folgen seiner Neigung.

Belton.

(Seitwärts.) Ich kann nicht widerstehen! sie reißt mich mit sich fort.

Henriette.

(Freudig.) Ihre Hofnung war also nicht eitel! und ich werde eine Zeuginn dieser glücklichen Rückkehre seyn! — Ach Mylord! wie groß ist meine Freude! Es ist doch wahr, sie lieben — —

Belton.

(Stürzt zu ihren Füßen, und küßt ihr die Hand.) Ja, anbetenswürdige Henriette! Ja! ja! Belton liebet dich!

Henriette.

(Zieht erschrocken ihre Hand zurück.) Mich?

Belton.

(Noch immer zu ihren Füßen mit der lebhaftesten Empfindung.) Ich bete dich an, und meine unaussprechliche Liebe — — —

Henriette.

(Steht auf.) Was höre ich! Sie lieben mich? mich, Mylord? O ich Unglückliche! Mein Gott! wie irrt ich mich!

(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Belton.

(Allein, steht auf, mit einer lächelnden Miene.) Da drollt sie! Geduld! Sie machen es alle so; Bey dem ersten Wort, Liebe, werden sie böse, bis zum Augen auskratzen. Beym zweytenmale legt sich der Zorn ein wenig; sie werden roth, und sagen ganz stille: Nein! Hernach beym drittenmale kömmt ein Rendesvous, und hernach — — Jede Sache in der Welt will seine Ordnung, seinen gewissen Schlendrian haben, dem man sich unterwerfen muß, so kindisch es manchmal läßt. — Die kleine Henriette, ich glaube, beym Teufel! sie wird mich verliebt machen. Nein! der wird sie nicht; denn ich bin es schon. Ohne Scherz ich liebe sie so, wie man nur lieben kann. Was empfand ich itzt nicht alles. Nun wohl! Ich bin doch einmal in dem Alter, wo die Flatterey aufhört; ich will mich künftig blos an sie halten; ich will ihr gutes thun. Sie ist ohnedieß schon in meinem Hause, wo könnt ich es bequemer finden! — Wie wäre es, wenn ich auf meine Güter gienge — — Ja der Gedanke ist kostbar! — von dieser meiner neuen Liebe schwindelt noch Niemanden. — Ich reise —

se — Meine Frau stellt sich zu widersetzen, wird vielmehr glauben — desto besser! Und um es ihr ganz weis zu machen, so muß ich — — Ja! ja! der Gedanke ist gut!

Sechster Auftritt.

Lord Belton. Lady Belton. Roger.

Lady Belton.

(Zum Roger, der ihr folgt.) Meldet Henrietten, daß ich zurücke bin; sie soll herkommen. (Bedienter ab.) (Zum Lord.) Ha! sind sie da!

Belton.

Ich erwartete sie.

Lady Belton.

(Mit freudiger Miene, und in sanften und zärtlichen Tone.) Sie erwarteten mich? Was sie mir da sagen! Itzt bereue ich die Zeit, die ich verlohren. Ich hätte meinen Besuch abkürzen können. Warum ließen sie diesen Morgen mir nicht ein Wort sagen; ich wäre selbst zu ihnen gekommen. Sie können sich leicht vorstellen,

wel-

welchen Werth in meinem Herzen die Tage, die Augenblicke haben, die sie mir aufbehalten.

Belton.

(Ganz aufgeräumt.) Wenn das ist, so werden sie meinem Vorschlag gewiß genehmigen. Lady! ich will aufs Land.

Lady Belton.

Und ich darf doch mit? Wie angenehm wird mir dieser Aufenthalt seyn!

Belton.

Meine Söhne können aber ihre Geschäfte nicht zurücklassen; die müssen doch wenigst ein paar Monat in London bleiben.

Lady Belton.

(Lebhaft.) Warum das nicht? Duling bleibt bey ihnen. Wir können morgen fort. Henrietten nehmen wir mit, und unsere Söhne folgen uns, wenn ihre Lehrzeit vorbey ist.

Belton.

(Ganz gleichgültig.) Ja! wirklich so können wir es machen. Machen sie also die nothwendigen Anstalten, dazu; ich will nur noch

einige

einige Kleinigkeiten zu Stande bringen, und dann bin ich ganz reisefertig.

(geht ab).

Siebenter Auftritt.

Lord Belton. Hernach Henriette.

Lady Belton.

Bey jedem Worte, daß ich aus seinem Munde hörte, athmete ich Wohllust. O Gott! dir, dir danke ich! Dir! denn das kommt von dir! (Zu Henrietten, die mit langsamen Schritten ganz niedergeschlagen, und betäubt eintritt. Komm, mein Kind! theile mein Glück, und meine Freude! Freue dich mit mir! Ich irrte mich nicht. Reue und Tugend führen mir meinen Belton wieder zu; ich habe meinen Mann wieder!

Henriette.

Was sagen sie? Ach! —

Lady Belton.

Ja!! ich fand ihn wieder! Begreifst du den Himmel voll Freude in meinem Herzen? Nein! du, ich selbst begreif ihn nicht; ich fühle ihn

ihn nur. (Umarmt Henrietten, die ganz kalt, traurig, und tiefsinnig vor ihr steht.) Wünsche mir doch Glück dazu! — — Nichts ist gewisser. Er wartete meiner schon, als ich aus war, um mich zu sprechen. Vermuthlich ist er der ewigen Liebeshändel und Zerstreuungen müde; das Alter lenket seine Begierden nach Ruhe: er wünschet auf seinen Gütern zu leben; und wir reisen morgen schon. Ja! wir drey! denn du meine Liebe, du gehst mit.

Henriette.

Ich? mit ihm? O Lady! lieber — — —

Lady Belton.

Still! still, meine Liebe! itzt weis ich die Ursache deines Kummers. Ich habe mit James gesprochen: er gestand mir alles, seine Liebe, seine Verzweiflung, deines Vaters Zorn. Aber sey ruhig, Kind! Ich gebe dir mein Wort; du reisest nicht fort. Du warest mir niemals nöthiger als itzt. Ich brauche deinen, und deines Vaters Beystand, um meinen Belton mir ganz eigen zu machen. Er kehrt in sich, er will mit uns leben! Sinnt man aber nicht darauf, ihm sein Haus angenehm zu machen, so

kann diese plötzliche Veränderung unmöglich lange dauren. Deine Freundschaft geselle sich also zu meiner Liebe. Erzeige dich, so viel als möglich, gegen Belton gefällig; er ist gerne um dich. O meine Freundin! ich hoffe das Glück meines Lebens dir schuldig zu werden.

Henriette.

(Kann vor Thränen nicht reden).

Lady Belton.

Was soll denn das ewige Weinen? Werde doch einmal ruhig! — dein Vater kömmt — du sollst sehen, daß ich seine Reise hindern werde. Er mag vorgeben, was er will, mein Bitten — —

Henriette.

Nein! nein! er wird nicht bleiben.

Achter Auftritt.

Duling. James. Die Vorigen.

(Während daß James der Lady Belton zuläuft, naht sich Henriette ihrem Vater.

Henriette.

Weichen sie von ihrem Vorsatze keinen Schritt, mein Vater! wir müssen fort! Ich erwarte sie in

in ihrem Zimmer; dort sollen sie eine neue Ursache hören. Ach! sie wissen noch nicht! — — (seitwärts im Abgehen, als sie die Lady Belton betrachtet.) Arme, arme Lady! sie freut sich! Welch bittere Thränen werden dieser Freude folgen. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Lady Belton. James. Duling.

Lady Belton.

Ihre Thränen würden mir selbst Thränen kosten, wäre ich nicht versichert, sie bald zu stillen. Die außerordentliche Traurigkeit macht sie mir noch werther. Sie zeigt von einem guten Herzen, von rechtschaffenen Grundsätzen. Und diese sollten ihnen wohl alle mögliche Furcht benehmen, Duling! denken sie nur nicht von uns fortzukommen.

Duling.

Lady! Ich lasse mich nicht aufhalten. Ich kann diese Abreise nicht genug beschleunigen. James liebt Henrietten! denken sie nur an meine Pflicht.

James.

(Faßt die Lady bey der Hand.) O gnädige Frau! sie versprachen mir doch! Haben sie denn schon vergessen? So reden sie doch, Mama! sie sind meine einzige Hoffnung.

Duling.

(Zur Lady.) Ich bin Vater, und kann ein Kind, das mir so lieb ist, der Gefahr verführet zu werden, nicht ausgesetzt lassen.

James.

(Lebhaft.) Ich sie verführen? Ach Gott! eher sterben! Nein, nimmermehr! — aber Mylady! so reden, reden sie doch!

Duling.

(Zur Lady.) Sie sehen, wie weit eine unsinnige Liebe ihn schon itzt gebracht! Soll ich seiner Leidenschaft Zeit geben, noch heftiger zu werden; noch größere Unordnungen zu stiften, und sie unheilbar werden lassen? Wollen sie, daß er vielleicht einen unwiderruflichen Schritt wage, und ich mit theilhaftig seyn soll? Bey längern Hierseyn lief ich Gefahr, just gegen jene heilige Grundsätze zu fehlen, die stets mei-

ne

ne größte Sorge war, ihm von Jugend an beyzubringen. Nein Lady! ich beflisse mich stets eines rechtschaffnen, untadelhaften Wandels! Hier wäre es das erstemal, daß ich Ehre, Tugend und Natur verriethe.

Lady Belton.

Hören sie mich, Duling! Sie wissen doch, wie sehr ich ihr Kind liebe? Sie werden doch nicht argwohnen, daß ich den Verlust ihrer Unschuld befördern will? Aber ich sehe nichts von aller Gefahr, von allen den Abgründen, die sie so sehr schrecken. Des Mädchens ihr tugendhaftes Herz bürgt mir für alles. Und überdieß ist mir ihre Tugend ein heiliges Pfand, davor ich ihnen stehe. Ich vertrat Mutterstelle bey ihr. Glauben sie denn, ich billige James Liebe, oder schmeichle seinen Hoffnungen? Ich hoffe vielmehr, daß wenn die Vernunft ihre Rechte über ihn wieder behaupten wird, sie weder meines noch ihres Beystandes bedarf, ihn von dieser Krankheit zu heilen. Er setzte sie freilich ein wenig an die Seite; aber er versprach mir — — —

James.

Ja! ich schwöre noch einmal — —. Henrietten zwar ewig zu lieben, denn sie vergessen

kann ich nicht, aber diese Liebe stets im Schranken zu halten; ohne ihres Vaters Einwilligung mich mit ihr zu verbinden, nie einen Anschlag zu machen.

Lady Belton.

James! ich nehme dieses Versprechen an. (Zu Duling.) Er gab mir noch nie Anlaß an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Seine Tante, die eine reiche Parthie für ihn im Sinne führte, von seinem Schmerzen aber ganz betäubt war, läßt sie selbst ersuchen, hier zu bleiben. Geben sie also einmal nach! alter Duling! Ich bitte sie auch meinetwegen. Meine ganze Lebensruhe hängt daran. Mein Mann hat einen Führer nöthig. Ihre weisen Rathschläge müssen ihn vor neuen Anfällen des Lasters bewahren, und in seinen guten Vorhaben bestärken. Gelingt ihnen das, so bringen sie auch sicher Karln auf guten Weg. Beyspiele wirken am besten auf des Menschen Herz. O lieber Duling! stellen sie sich ihre Freude vor, wenn es ihnen gelingt, mich glücklich, und zwey verirrte Herzen tugendhaft zu machen.

Duling.

Lady! das wäre die größte Gnade, die mir der Himmel gewähren könnte. Welch sanfte

Freu-

Freudenthränen würde eine solche Aenderung meinem alten Auge auspressen! dann so undankbar, als beyde stets gegen mich waren, habe ich sie dennoch geliebt. Nun es seye! diese Hofnung hält mich zurücke. Henrietten überlaß ich Eurer Gnaden Sorge. (Zu James.) Und sie, an dem ich meine Mühe allezeit am liebsten wandte, der von Kindheit an mein Liebling war, bestrafen sie mich für meine Gutheit nicht.

James.

(Weint vor Freuden.) Mein Vater, mein Freund! zählen sie auf mein Versprechen. Ich werde mein Feuer zu bezähmen wissen. Ihre Tochter sehen, in Gedanken anbeten, das sind die Gränzen meiner Liebe, die ich nie überschreiten werde. Ich laufe ihr zu sagen — —

Duling.

Nein, bleiben sie! sie will mich allein sprechen. (Geht ab.)

Lady Belton.

(Zum abgehenden Duling.) Gehen sie, sie trösten. (Zu James, der ihr die Hand reicht.)

Ich sah meinen James bisher bey meinem Schmerzen so empfindlich, so mitleidig, daß, wenn alle mein Leiden aufhören sollte, James aber noch litte, ich unmöglich glücklich seyn könnte. (Gehen beyde ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Karl. Batrice.

Karl.

Wie sich das geändert hat! Duling bleibt also?

Batrice.

Ja! der Alte bleibt; aber die Junge reiset Morgen mit der Lady fort.

Karl.

Morgen? Schon gut! Heute reiset sie mit mir.

Batrice.

Aber, gnädiger Herr — — —

Karl.

Kein Wort! Henriette muß die Nacht entführt werden. Sobald es finster wird, schleicht man sich in aller möglichen Stille in ihr Zimmer, und wie sie eintritt.

Batrice.

Ich möchte nur wissen, was für einen Appetit Eure Gnaden da bekommen, ein unschuldiges, ehrliches Mädchen mit Gewalt zu entführen? Es giebt ja so viele schöne Mädchen, bey welchen es alle die Gewalt nicht braucht. (Sieht sich um.) Der Lord kömmt.

Karl.

Komm! ich muß das mit meinen Freunden noch überlegen. (Beyde ab.)

Zweyter Auftritt.

Lord Belton.

Ich muß sehen, wie ich das allerliebste Mädchen wieder zu Gesicht bekomme. Wie verwirrt, wie schamroth sie ward! — — Wie lange wird dieses Erröthen doch dauern? — — Auf dem Lande lebt man viel freyer! Man spaziert;

ziert; man ist stets beysammen. Ein junges unerfahrnes Herz ist bald eingenommen. Nur ihr Vertrauen erst gewonnen, und mein Glück ist gewiß. O ich sehe mich schon. — —

Dritter Auftritt.

Lord Belton. Duling.

Duling.

(Tritt mit einem Papier in der Hand ein.) Mylord! ich gehe fort.

Belton.

Sie, Duling?

Duling.

Ja! fortgehe ich. (Wirft das Papier auf den Tisch.) Das ist meine Forderung! Ich reise noch heute.

Belton.

Sie machen mich staunen! Welcher Eigensinn! aus was für Ursache?

Duling.

(Ihn verächtlich ansehend.) Darum fragen sie Mylord? sie?

Belton.

Ich begreif es gar nicht! Er macht mich ganz bestürzt.

Duling.

Sie haben es auch Ursache zu seyn: denn ihre Anschläge sind ihnen mislungen. Ich gehe mit meiner Tochter fort, bevor ihre rasende Leidenschaft sie entehrt, und unter die Zahl ihrer andern unglücklichen Opfer menget.

Belton.

(Nimmt eine lächelnde Miene an.) Was? Duling, das glaubt er? Ei! ich muß lachen. Ich? ich liebte seine Tochter? O die schöne Liebe! aber Duling, welche Grille! weil das Mädchen ein bischen hübsch ist, so glaubt er, — — Nein! da kann er ruhig schlafen. Von der Anfechtung bin ich frey; das schwör ich ihm.

Duling.

Wie tief setzt doch das Laster nicht herab! Mylord! Sie! in ihren Jahren erniedrigen sich bis

bis zur Lüge, um mir was weis zu machen. Man glaubt nur Leuten, die man hochschätzt. Und was soll ich wohl von einem Manne denken, sagen sie selbst, Mylord!

Belton.

(Seinen Zorn verbeissend.) Ich sage: daß ich einer solchen Grobheit müde bin. Ich denke, sie vergessen — — —

Duling.

Nein! ich vergesse nicht, wer ich bin, und wer sie sind. Ich sehe, daß ihre Titel, ihr Rang sie weit über mich hinaussetzen. Ich sehe aber auch, daß trotz alles des Guten, das vor vier, fünf hundert Jahren ihre Ahnherrn gestiftet, ihre persönlichen Schwachheiten und Laster sie unter den geringsten Pöbel werfen. Ihre stolzen Mienen schrecken mich nicht ab. Ich habe den Muth, und die Zuversicht, welche das gute Gewissen keinem rechtschaffenen Manne versagt, und welcher dem auch in Purpur eingehülten Laster die Augen zu Boden schlägt. Ich sehe, Mylord! sie beben! Aber nicht vor Reue, nur aus Bosheit, weil ihr schwarzer Entwurf ihnen fehlgeschlagen. Sie

schämen sich nicht ihres bösen Willens, sondern weil sie ihn nicht zur Wirklichkeit bringen, und vor Gottes Gerichte sich nicht noch strafbarer machen konnten. Es scheint wirklich, als hätte der Himmel in seinem Zorne sie, uns zu strafen, und zu Grunde zu richten geschaffen. Sie brachten ihre Mutter, ihre erste Gattinn, und ihren rechtschaffnen Vater ins Grab. Ich trug auf diesem Arme in seiner letzten Sterbstunde ihre zween kleine Söhne zu seinem Todenlager; er benezte sie mit seinen Thränen; seine wankende Hand segnete sie; er fiel zurück, und röchelte mir weinend zu: Sorge! sorge Duling! daß sie ihrem Vater nicht gleich werden, mich an ihm nicht rächen. Werden sie solasterhaft, wie er, so tödten sie ihn, wie er mich! Gott! der du mich izt richten wirst, wende das ab, was ich in der Zukunft zu erblicken meyne. — Brachte ihn doch bald die Reue — — das waren die lezten Worte ihres Vaters. Der Wunsch ihrer Reue, und ein tiefgeholter Seufzer war sein lezter Ton, den ich von ihm hörte. Wie es scheint, so hat der Himmel dieses tugendhaften Mannes leztes Gebet nicht erhört. Ihre Seele verhärtet sich in Lastern täglich mehr. Izt wollen sie sogar meine Tochter zu Grunde richten?

ten? Undankbarer Lord! ist das mein Lohn? Bezahlen sie so meine Mühe, die ihre Kinder mich gekostet? Einer, Gott lob! gleicht ihnen nicht; seine Tugenden erheben seine Geburt. Der andere läuft schon den Weg, den ihr lasterhaftes Beyspiel ihm gebahnet: und vieleicht, vieleicht strafet sie noch der Himmel durch ihren Lieblingssohn. Aber ich, ich gehe fort.

(geht ab).

Vierter Auftritt.

Lord Belton.

(Allein nach einigen Stillschweigen.) Was der Mann lärmt, und ohne Ursach! Es wäre sein Glück gewesen; glaubt er es zu hindern? Ein junger Springer, ein junger Deutschfranzos wird das ohne Heller erfahren, was ihnen bey mir auf ewig zu leben gegeben hätte. Beym Teufel! Ich möchte rasend werden! ich berste vor Galle! (wirft sich in einen Lehnstuhl.)

Fünfter Auftritt.

Lord Belton. Jones.

Lord Belton.

(Zu Jones.) Du weißt ohne Zweifel schon, was vorgegangen? Kann man sich was verdrüßlichers nur einbilden! Sie geht fort! der alte Bußprediger nimmt sie mir vom Maule weg.

Jones.

Sie packen schon ein; und ihren künftigen Auffenthalt noch besser zu verbergen, so reiset Dulig zu Wasser ab.

Belton.

Zu Wasser? O Henriette! die Gefahr sie zu verlieren, entflammet mich nur noch mehr.

Jones.

(Zieht den Wechsel des Dulings aus der Tasche auf den er schon vergessen, und scheint erschrocken.) Ach! (er entfernt sich ein wenig, und betrachtet ihn nachdenkend.)

Belton.

Itzt fühle ich erst, daß ich das Mädchen rasend liebe. Ich soll sie nicht mehr sehen!

Jones.

(Steckt den Wechsel ein; naht sich dem Lord, mit einer geheimnißvollen Miene.) Ihre Reise wäre noch wohl zu hindern.

Belton.

(Springt lebhaft auf.) Du könntest sie hindern? O sprich! mein Vermögen, mein Blut — —

Jones.

Aber ich sage es vorher, Lord! wenn wir den Vater schonen, so bekommen wir das Mädchen nicht.

Belton.

Wen schonen? Ihn, den wilden, unbeugsamen Mann? der Mensch stund da, und — — Nein! du kannst dir gar nicht denken, wie seine Stimme donnerte; alles, was er mir zu sagen die Klugheit hatte. Ich gestehe es: er brachte mich auf einige Augenblicke so aus meiner Fassung, daß ich weder antworten konnte. Ha! wie hasse ich den alten Duling!

Jones.

Sie erlauben also, wenn ich ihm durch den Sinn fahre, und ihn zurückhalte — —

Belton.

Du retteteſt dadurch deines Herrn Leben. Jones! du biſt freylich ſonſt ſehr geſchickt; aber wie wäre der eigenſinnige Murrkopf aufzuhalten? Nein! nein! ich ſehe es! ich verliere ſie! Sie verläßt auf ewig dieſes Haus, das mir ohne ſie unerträglich werden wird. (Will abgehen.)

Jones.

Aber, Mylord! — — —

Belton.

Verſuche, was du kannſt. Verſchaffeſt du mir das Mädchen, Jones! — — — Regnen, regnen ſollen ſie auf dich die Guineen.

Jones.

(Will ihm nachfolgen.)

Belton.

(Hört ihn aber nicht an; geht in ſein Kabinet, und ſchlägt die Thüre zu.

Sechster Auftritt.

Jones (allein).

Da geht er, und läßt sich weder sagen. (Geht in Gedanken gegen das Vordertheil der Schaubühne.) Desto besser! ich wage den Streich, bevor ich ihn davon unterrichte. Das Uebel mag noch so schwarz seyn, die Herren ziehen doch allemal gern Nutzen davon; wenn es nur heißt: Sie habens nicht gethan. Johnson muß ohne dieß bald kommen, undunter seinem Namen kann ich — — —

Siebenter Auftritt.

Jones Johnson.

Jones.

Ha! wie gerufen!

Johnson.

Nu hast du ihm schon davon gesagt? Will er?

Jones.

Itzt ist die Rede von ganz was andern. Du mußt aber auch dabey seyn. Der Mylord

ist in die junge Henriette ganz vernarrt, und fürchtet nichts so sehr, als ihre Abreise.

Johnson.

(Mit Erstaunen.) Dulings Tochter?

Jones.

(Lachend.) Ja! es ist so ein flüchtiger Appetit, der ihm zu vergeben ist, denn Henriette ist wirklich artig.

Johnson.

Bruder Jones! ohne Komplimente: du und dein Herr, ich weis nicht, wer von euch beyden ein größerer Taugenichts ist.

Jones.

Was die Liebeshändel betrifft, da hast du Recht. Aber sieh, alle vernünftige Leute machen es itzt so: Sie richteten unter sich ein System auf, das meiner Treu meinen Beyfall vollkommen hat. Unter uns ist festgesetzt, daß ein Menschen, dem man wegen ein Paar Schilling Nasen und Ohren abschnitte, ihn aufhienge, gar nichts zu fürchten hat, stehl er auch zwanzig Töchter, und hundert Weiber in einer Viertelstunde. Itziger Zeit macht man sich aus

diesen

diesen Kleinigkeiten gar nichts mehr. Man foppt sich ein wenig; man lacht; und dann ist es alle. Jedes Weib in London ist eine gangbare Münze. Geschmack oder Eigensinn machen einen ewigen Wechsel.

Johnson.

Aber die Lady Belton ist doch noch jung, schön; wie glücklich könnte dein Herr mit ihr leben!

Jones.

Glücklich? mit seinem Weibe? Nu das wäre was neues! Seit wann trug sich ein solches Wunder zu? Unglücklich der Mann, der einfältig genug wäre, diesen altfränkischen Schlendrian wieder anzunehmen. Du Narr! sein Weib lieben, das war damals Mode, als man die Westen bis auf die Knie, und rothe Strümpfe mit goldenen Zwickeln trug. Ich höre wen —— Komm, Johnsohn! Ich will dich unterrichten, was du zu thun hast. Ich brauche nichts als deinen Namen. (Geht mit Johnson ab).

Achter Auftritt.

Lady Belton. James.

Lady Belton.

(Hat einen Brief in der Hand.) Mein Freund! mäßige diesen außerordentlichen Schmerz! der Streich ist dir empfindlicher, als mir; ich wundere mich auch nicht: denn dein Herz fängt erst an, das Unglück kennen zu lernen; es ist noch nicht so daran gewöhnt, wie das meinige. Ich gestehe aber, dein Vater ist mir noch nicht so empfindlich gekommen. Da gieb Lady Belmour diesen Brief! Es ist kein Wort von meinem Manne darinnen: alles, was ich schreibe, ist die Bitte, sie möchte dir die unentbehrliche Summe für Dulings Reise einhändigen; denn er hat kein Geld. Er gab gestern sein letztes, deinen Bruder zu retten.

James.

Meynen sie, daß mein Vater ihn nicht bezahlen würde? Könnte er wohl — — —

Lady Belton.

Nein! das glaub ich nicht. Er wird ihn bezahlen: aber man muß seine Leidenschaft erst austo-

austoben lassen; da er vor Zorn außer sich ist, kann man nichts erwarten. Und Duling, der seinem heftigen Wesen sich auszusetzen scheuet, will keinen Tag länger hier bleiben.

James.

(Scheu, er weis nicht, wie er es vorbringen soll.) Gnädige Frau! Ich wollte wohl eine Bitte wagen; zitternd wag ich sie: Sie sind so großmüthig; sie hatten stets für mich so viele Güte, so viele Nachsicht — Wenn ich sie misbrauche — so kann mich nichts, als der itzige Umstand entschuldigen. Das Erbtheil meiner Mutter bleibt mir gewiß; längstens bin ich in zwey Jahren Herr davon. — Könnt ich nicht tausend Guineen darauf lehnen? Sie wissen, wie viele Sorgfalt Duling auf meine Erziehung gewandt; es wäre sehr undankbar von mir, wenn ich, besonders da mein Vater itzt so hart mit ihm verfährt, bey seiner Abreise nichts für ihn thäte. Ich weis freilich wohl den kleinen Gehalt, mit dem sie sich begnügen müssen. Eine einzige Quelle nur läßt mich auch hoffen. Wir sehen sie schon seit einiger Zeit ihren Schmuck nicht mehr tragen. O vergeben sie, gnädige Frau! entschuldigen

 sie

sie meine Keckheit! wenn sie mir diese Gnade gewährten, ich wollte in kurzer Zeit — —

Lady Belton.

(Umarmt ihn.) O mein Sohn! mein Freund! der mir allein noch übrig bleibt; deine Tugend tröstet mich, da indessen dein Vater mir das Herz zerreißet. Dein gutes Wesen preßt mir Thränen aus, die vor unser gemeinschaftliches Unglück gar nicht mehr fließen wollen. Glaubst du, ich hätte deine Tante um das Geld ersucht, hätte ich meine Diamanten noch.

James.

Sie haben Sie nicht mehr? Was? hat vielleicht mein Vater — — —

Lady Belton.

Nein! du weißt; Familien-Schmuck kann ich nicht angreifen, und den, der mir zugehörte, versetzte ich, um eine Unglückliche zu unterstützen, die, nachdem er sie verführt, er schändlich verlassen hat, und die mit der unglücklichen Frucht seiner Verführung sich vor ihren Aeltern nicht darf blicken lassen. Sie hat Niemand, als mich, und sie verdient Mitleid; sie säuget selbst das unglückliche Geschöpf ihrer

Schwachheit; es ist ein bildschöner Knabe, und sie, die arme Mutter höret nur auf zu seufzen, wenn sie ihn ansieht. Das Kind erleichtert ihren Kummer. Ich hatte nichts, um ihr beyzuspringen, als meine Diamanten; damit erhielt ich ihnen das Leben, und machte so viel als möglich, das Uebel gut, das der Leichtsinn meines Mannes stiftete.

James.

(Aufrufend.) Kann von so vielen Tugenden mein Vater denn nicht gerührt werden! O gnädige Frau! beweinen sie nicht ihr Schicksal! Er, er ist weit mehr zu beweinen.

Lady Belton.

Verliere keine Zeit, lieber James! der Brief ist von äußerster Wichtigkeit.

James.

O meine Henriette! so wirst du mir doch entrissen. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Lady Belton, hernach Henriette.

Lady Belton.

(Allein.) Sein Zustand macht mir den meinigen noch empfindlicher. O liebe Hoffnungen! Wo kommt ihr hin! Vor meine Leiden sehe ich wohl kein anders Ende, als einen Sarg. (Denkt nach. Zu Henrietten, die eintritt). O meine Tochter! (Küßt sie.) Du bist ja von Thränen ganz naß?

Henriette.

Kann ich derer genug vergießen?

Lady Belton.

Ich weiß, daß du mich liebest; unsere Herzen fühlten stets eine wechselseitige Sympathie. Unsere Grundsätze waren stets die nämlichen; unsere Kinder sind itzt auch gleich. Glaubest du, die Trennung, die du beweinest, koste mich weniger Thränen, als dir? Und wer wird diese meine Thränen abtrocknen?

Henriette.

Der tugendhafte James. Er vertrete itzt meine Stelle bey ihnen; er liebt sie, Lady, wie

ich.

ich. Wenn sie ihren Kummer ihm mittheilen, so wird er ihnen nur halb so schwer scheinen, und James — — Sie sahen seinen Schmerz. O gnädige Frau! trösten sie den armen James. — — Ich fühle, meine aufsteigende Röthe verräth ihnen mein Herz; vor ihnen aber kann ich, will ich nichts länger verbergen. Ach Lady! Ich bin weit mehr zu beklagen, als sie denken. Seine Tugenden, seine Aufmerksamkeit gegen mich. Meine zu empfindliche Seele — — — Mein Vater kömmt! die tödtende Trennung mit ihm — — —

Zehnter Auftritt.

Lady Belton, Henriette, Duling.

Duling.

(Zur Lady.) Mylady! Wir gehen itzt. Ich führe meine Tochter zur Lady Belmour, und morgen segeln wir ab, und werden künftig unter einem fremden Himmel ihr Unglück beweinen. Pflicht und Stand hält sie hier gefesselt, sie bleiben aber nicht ohne Zuflucht; ihre Tugend wird sie aufrecht erhalten. Ein tugendhaftes Herz, und ein gutes Gewissen,

sind

sind ohnedieß in diesem lasterhaften Jahrhundert der Unschuldigen einzige Tröster. — Knie nieder, Henriette! küsse deiner Wohlthäterinn die Füße.

Lady Belton.

(Umarmt Henrietten, die die Thränen fast ersticken.) Liebes Kind! bestimmte die Vorsehung dir doch ein glücklichers Loos als mir!

Henriette.

Glücklich, und nicht bey ihnen; das werde ich nie seyn.

Lady Belton.

(Mischt ihre Thränen mit Henrietten ihren, und drückt sie an die Brust.) Errinnere dich zuweilen der unglücklichen Freundinn! die dich wie eine Mutter liebte, die schon Rechnung machte, du würdest ihr die Augen zudrücken.

Henriette.

(Umfaßt schluchzend Lady Belton.) Ach!

Duling.

(Nachdem er sich die Augen getrocknet.) Verlängere mir diesen schmerzhaften Abschied nicht! Komm Henriette! (Nimmt sie bey der Hand,

Hand, als wollte er sie von Lady Belton losmachen).

Eilfter Auftritt.

Polizeykommissar mit Wache, hernach Roger, die Vorigen.

Polizeyk.

(Zu Duling.) Sie sind Arrestant!

Henriette.

Himmel!

Duling.

Ich?

Polizeyk.

Sie!

} zugleich.

Lady Belton.

Was höre ich!

Duling.

Warum? Sie verkennen mich.

} zugleich.

Polizeyk.

Heißen sie nicht Duling?

Duling.

Ja!

Polizeyk.

Sie sind sechshundert Guineen schuldig! diesen Morgen hätten sie sie schon zahlen sollen, das weißt ihr Wechsel aus. (Zeigt den Wechsel).

Duling.

(Die Augen gen Himmel.) Gott!

Lady Belton.

Ha! das geht zu weit.

} zugleich.

(Ruft.) Roger! (Zu Duling.) Fürchten sie nichts, lieber Duling! (Zum Polizeyk.) Mein Gemal, der Lord ist diesen Wechsel schuldig, nicht dieser Mann. Ich hafte dafür! Warten sie nur ein wenig.

Polizeyk.

Liegt das Geld schon parat?

Lady Belton.

(Zu Roger, der eintritt.) Ruft meinen Gemahl her! geschwind!

Roger.

Er ist nicht zu Hause, Lady!

Lady Belton.

Den Jones also!

Roger.

Der ist auch aus. (Bleibt einen Augenblick, dann geht ab).

Duling.

(Zu Lady Belton, die ganz betäubt steht). Es könnte nicht besser abgekartet seyn! die Hand, welche den Streich führte, ist gar nicht zu verkennen.

Lady Belton.

Kann Belton dessen fähig seyn?

Polizeyk.

(Zu Duling.) Sie wissen das Gesetz: Geld oder Arrest.

Henriette.

O Lady! retten sie meinen Vater! — — Konnten sie sehen — —

Lady Belton.

(Zum Polizeyk.) Warten sie nur einen Augenblick; die Zahlung ist gewiß.

Polizeyk.

Wir dörfen nicht warten; Unsere Befehle sind pünktlich.

Duling.

(Zu Lady Belton.) Ich sehe es, er will mich zu Grunde richten, daß meine Tochter seiner Raserey und seiner Nachstellungen Beute wird. Sichern sie sie nur davor! Reißen sie selbe aus den Klauen des Unmenschen, der ihr ihren Vater raubet. — Henriette! tugendhaft! Keine Schande deinem Vater! (Küßt sie auf der Stirne.) tugendhaft Mädchen! oder tod! (er spricht schon die letzten Worte mit gebrochner, aber doch standhafter Simme. Zu Lady Belton.) Sie hat itzt keinen Menschen, als sie, auf der Erde. Ich empfehle sie ihnen! (bey diesen Worten brechen dem gebeugten alten Vater die Thränen gänzlich aus; er geht von der Wache umrungen ab; seine Tochter will ihm nachfolgen, der Polizeykommissär hält sie auf; sie wirft sich der Lady Belton zu Füssen, die ganz versteinert stehen bleibt.

Zwölfter Auftritt.

Lady Belton, Henriette.

Henriette.

O mein Vater! laßt mich mit ihm gehen! Um Gottes willen, laßt mich mit ihm sterben! Lady! Lady! man schleppet ihn fort.

Lady Belton.

So ist er schon bis zum Ungeheuer herabgesunken! standhaft. Henriette! fasse dich! man wird dich vor seiner Wuth zu schützen wissen. Du weinest noch? Ich weine nicht mehr: Verachtung und Abscheu haben meine Thränenquelle ausgetrocknet. Ich weinte noch vor kurzem, aber itzt bebe ich. Komm zur Lady Belmour! holen wir selbst das Geld ab, deinen Vater auszulösen. Sie selbst wird euch beyde nach dem Schiffe begleiten, das morgen nach Dublin absegelt. Und der Grausame, der dich seiner Lüsternheit aufopfern wollte, soll mit allen seinen Anschlägen nichts, als Scham und Gewissensbisse davon tragen.

(Beyde gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Die Schaubühne stellt ein Zimmer vor, wo sich Staatsgefangene beym Tage befinden. Man sieht hölzerne Tische und Stühle.

Erster Auftritt.

Duling (allein).

Das ist also itzt meine Wohnung? In meinen alten Tagen komme ich noch unschuldiger Weise ins Gefängniß. Gott! belohnest du sechzigjährige Tugend und Unschuld so? ach! wäre kein Gott, kein Wesen, das eben im Unglück am meisten tröstet, welche Hoffnung bliebe dem ehrlichen Manne, wenn er ganz verlassen, oft wegen seiner Ehrlichkeit unglücklich, von so vielen glücklichen Bösewichtern unterdrückt wird. O du Wesen, das, der Gerechte anbetet, der Lasterhafte scheuet, für meine Tochter bitte ich dich! Schütze sie vor den Verfol-

folgungen eines Wollüstlings! Erhöre mein Seufzen! halt ihn ab! aber bestraf ihn nicht!

Zweyter Auftritt.

Henriette, Duling.

Duling.

(Sitzt bey dem Tische, hört die Thüre öffnen, und sieht sich um.) Bist du es, Kind?

Henriette.

(Läuft ihm in die Arme. Ja! ich bin es, mein Vater!

Duling.

Ach Kind! was willst du hier?

Henriette.

Weinen, und in ihren Armen sterben! doch nein! wir werden nicht lange hier bleiben. Sie wären schon frey, wäre nicht unglücklicher Weise Lady Belmour diesem Abend nach ihren Gütern gereiset. — James, der uns begegnete, berichtete es uns. Wie erblaßte er, als er ihre Gefangennehmung vernahm. Erzörnter Gott! (rief er weinend aus) was für einen Va-

ter gabst du mir! Ich bin gleich wieder bey ihnen; ich bringe gewiß Geld. Das waren seine letzten Worte, als er von uns eilte. Die Lady wollte geraden Weges wegen ihrer Befreyung zu dem Polizeyrichter: ich bat sie aber, mich hieher zu begleiten. Itzt fuhr sie hin, und wird bald uns beyde retten.

Duling.

Kind! der kennt London und Paris nicht, der da glaubt, ein Unglücklicher werde so bald frey, kerkern ihn Mächtige ein.

Henriette.

O mein Vater! mein Vater! blos meinetwegen sind sie in diesem schändlichen Orte. Ja, ich bin die Unglückliche, die man in ihnen verfolgt. Ach Gott! warum erschufest du mich?

Duling.

Mein Leiden mit mir zu theilen. Dieser Zufall macht dich mir nur noch werther. Ich leide, weil du tugendhaft bist; das ist ein grosser Trost! bleib es doch stets, meine Henriette! Mein Tod wird dich bald ohne Führer herumwandern lassen.

Hen=

Henriette.

Was wird aus mir werden!

Duling.

Heutiges Tages kömmt es dem Laster gar nicht schwer an, die Rechtschaffenheit zu Grund zu richten. Was mich betrifft, so schrecket mich dieser Kerker nicht. Wenn es der Bosheit des Lords auch noch so gut gelinget, so kann meine Gefangenschaft wohl verlängert werden, aber üblere Folgen für mich kann sie nicht nach sich ziehen; denn endlich muß ich doch auch gehört werden. Aber dein künftiges Loos nach meinem Tode, das, das macht mich zittern. Welche Schlingen wird man deiner unerfahrnen Jugend legen! Von allen Seiten wird der Verführung bezaubernde Stimme dein Ohr anfallen; die schändlichste Wohllust wird dir in der reitzendsten Gestalt erscheinen. Der Abgrund, dem sie dich zuführen will, wird mit Rosen bestreut seyn. Du wirst sehen, wie alle Künste sich bestreben, dem Laster neuen Reitz zu geben; wie man den elendesten Buhlerinnen öffentlichen Weihrauch streuet, die prächtigsten Palläste bauet, da die arme Tugend kaum trocknes Brod zu essen hat. Aber glaube mir, meine

Tochter! aller dieser Glanz ist ein Blendwerk; bey allen Reichthümern, bey allen Ergötzlichkeiten, können diese unglückliche Opfer der Wohllust, der sanften Ruhe nicht theilhaftig werden, in welcher der Tugendhafte unter freyen Himmel auf harten Steinen schlummert. Hüte dich wohl, von diesem Strome dich mitreißen zu lassen! Errinnere dich, wenn ich nicht mehr seyn werde, der letzten Lehre, die dein Vater dir im unverdienten Gefängnisse gegeben. Und sollte deine von Leidenschaften bestürmte Seele einst zwischen dem stolzen belohnten, und überall willkommenen Laster, und zwischen der gedrückten, ungeachteten, schmachtenden Tugend wanken, solltest du befürchten, deine Tugend möchte unterliegen: so eile dem Kirchhof zu, wo ich liegen werde, setze dich zu meinem Grabe — Bedenke dich noch einmal, bleibe fest auf dem Entschluß, den du bey meinem verwesenden Leichname nehmen wirst; und ich stehe dir dafür, mein Kind! du wirst tugendhaft bleiben. (Er hört, daß man die Thüre öffnet, steht auf, und geht gegen dieselbe.

Dritter Auftritt.

Lady Belton. Vorige.

O Duling! mein werther Duling! Ihr Anblick verdoppelt meinen Schmerz! ja er tödtet mich! Sie werden bald frey seyn. Aber mich, mich bindet ein ewiger Schwur, an einem Undankbaren, der ihn schon unzählige Male gebrochen.

Vierter Auftritt.

Polizeyrichter, Vorige.

Lady Belton.

(Zum Polizeyr.) Kommen sie, kommen sie, mein Herr! geben sie dem unglücklichen Manne die Freyheit wieder! Ihnen kömmt es zu, seine Rechtschaffenheit mit allem Eifer zu beschützen. Ich habe ihnen schon gesagt, wie und weswegen er gestern den unseligen Wechsel unterschrieben, davon man heute einen so schändlichen Gebrauch macht. Die Ursache dieses Kunstgriffes ist abscheulich, verabscheuenswürdig! Es ist besser, sie bleibt verschwiegen. Und da mein

Mann der einzige Schuldner ist, da er sicher zahlen wird — —

Duling.

(Mit langsamer Stimme und finstrer Miene.) Zu zaudernde Gerechtigkeit schadet oft eben so viel, als wirklich ungerecht seyn. Lassen sie mich bald London verlassen!

Polizeyr.

Warum? was zwinget sie denn aus London zu fliehen? Unsere Sorgfalt hemmet das Laster und Gewaltthätigkeiten täglich mehr. Die Gesetze mein Herr sind — —

Duling.

Ohne Sitten, leere Worte.

Fünfter Auftritt.

Lord Belton. Vorige.

Henriette.

(Zu Duling.) Der Lord.

Duling.

O Himmel! Komm! ich kann ihn nicht ansehen. Wie beklemmt ist mir das Herz! (er stützet sich auf seine Tochter, zieht sich zurücke, und setzt sich. Lady Belton neben ihm. Henriette steht und stützt sich auf einen Lehnstuhl.

Duling.

Ach! als sein würdiger Vater in meinen Armen verschied, hätte ich denken sollen, daß sein Sohn — —

Lord Belton.

(Ganz erschrocken.) Was muß ich hören! (Zum Polizeyrichter.) Warum ist denn Duling im Gefängniß? Berichten sie mich doch.

Polizeyr.

Er, vor kurzem ward er arretirt, Mylord, weil er diesen Morgen seinen ausgestellten Wechsel nicht bezahlt hat.

Belton.

(Seitwärts.) Sollte Jones noch nicht —

Polizeyr.

Man sagt: Eure Herrlichkeit wären der Schuldner.

Belton.

Ja, mein Herr! Und wäre es nach meinem Befehl gegangen, so wäre der Wechsel schon gezahlt. Aber ich muß durchaus wissen —

Sechster Auftritt.

Der Profos. Vorige.

Polizeyr.

(Zum Profos, der ihn ein Papier überreicht, und wieder abgeht.) Ist das dieses Mannes Wechsel? Ich muß doch sehen. (Er liest den Wechsel. Hernach zu Belton.) Der kömmt schon aus der zweyten Hand.

Belton.

Wie?

Polizeyr.

Vor einem so kurzen Termin ist es ziemlich sonderbar. Hasting ist schon bezahlt. Der Kläger ist itzt Johnson.

Lady Belton.

Johnson! Ha nun ist alles klar! das ist sein teuflischer Unterhändler.

Bel-

Belton.

(Seitwärts.) Daraus werde ich nicht klug. (Zum Polizeyr.) Dem sey aber, wie ihm wolle, so liegt nichts daran. Lassen sie Duling los! er soll den Augenblick frey seyn; ich nehme alles auf mich; ich bin der Zahler.

Duling.

(Steht erstaunt auf.)

Lady Belton. Henriette.

(Werden aufmerksam, ihre Mienen scheinen besänftiget zu werden.)

Polizeyr.

Der Wechsel erlaubt mir das nicht. Sie wissen Lord! unsere Gesetze sind pünktlich. Wenn der Mann frey werden soll, so muß entweder dem Profos die ganze Summe eingehändiget werden; oder der Kläger muß in seine Befreyung selbst willigen.

Belton.

Aber auf mein Wort?

Policeyr.

Meine Pflicht erlaubt es nicht!

Duling.

(Fällt in seinem Stuhl zurück. Schmerzlich). Ach! das wußt er schon.

Policeyr.

Bezahlen Eure Herrlichkeit, und der gute Alte ist den Augenblick frey. So, wie ich höre, möchte er bald abreisen. Seine Befreyung hängt itzt einzig und allein von ihrer Güte, oder von ihrer Billigkeit ab. (Verbeugt sich, und geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Lord und Lady Belton, Duling, Henriette.

Belton.

(Bleibt einige Augenblicke ganz tiefsinnig stehen, geht alsdenn einige Schritte gegen der Thüre.)

Henriette.

(In der Meynung, er will fortgehen, wirft sich zwischen ihm, und der Thüre zu seinen Füßen.) Grausamer Lord! wollen sie uns noch länger hier schmachten lassen.

Lady

Lord Belton.

(Will sie daran hindern.)

Henriette.

Was thaten sie! Und was wollen sie noch thun? Geben sie mir doch meinen Vater wieder! Wollen sie uns alle hier vor Kummer sterben sehen, und unempfindlich bleiben?

Belton.

Ich? Ich habe gar keinen Theil daran! Können sie so von mir argwöhnen?

Henriette.

Wohin bringen Leidenschaften nicht! Aber ich weis, Mylord, sie sind kein Unmensch! Nein! das sind sie nicht. Ich kann nicht glauben, daß sie sich an den Thränen weiden, die sie hier fließen machen. (Sie wirft sich ihm noch einmal zu Füßen.) Sehen sie von den Meinigen ihre Füße schon benetzt; wollen sie auch mein Blut? der Tod soll mir willkommen seyn!

Belton.

(Nimmt sie lebhaft in die Arme, und will sie aufheben.) Sie? sie zu meinen Füßen sterben?

Duling.

(Erboßt, daß er seine Tochter anzurühren waget, reisset sie ihm aus den Händen.

Henriette.

(In den Armen ihres Vaters ganz verzweiflungsvoll. Geh, Unmensch! laß mich! von einem Bösewicht, wie du, kann ich nichts hoffen. Von Gott, dem Schützer der Unschuld erwarte ich alles. Mein Geschrey, mein Weh über dich, wird er hören, muß dich strafen.

Achter Auftritt.

Profos (mit einen Bund Schlüssel.) Vorige.

Profos.

(Zu Duling.) Die Stunde ist da, wo jeder Arrestante eingesperrt werden muß. Alter Mann, ich ließ euch zuletzt: itzt aber müßt ihr mir auch folgen.

Duling.

(Zur Lady Belton. Zeigt auf seine Tochter, die halb ausser sich, auf einem Stuhl sich gewor-

geworfen.) Sie hat keinen Vater mehr, Lady! Bleiben sie ihre Mutter! sie machten sich selbst dazu?

Lady Belton.

(Zu Duling, der mit dem Profos abgeht.) Ich schwöre es ihnen, Duling! Ich werde Mutter bleiben. Ich werde euch beyde retten, oder mit euch beyden verderben.

Neunter Auftritt.

Lord, Lady Belton, Henriette.

Lady Belton.

(Zu Henriette.) Und du komm zu dir, und folge mir! Ich sag es laut: daß man dich nicht anders, als mit Gewalt aus meinen Armen wird reissen können. Ich will doch sehen, wer sich das unterstehen wird.

Belton.

Aber noch einmal, Madam! Lassen sie sich doch diesen Irrthum benehmen! Dulings Gefangenschaft, diese ganze Begebenheit bringt mich mehr auf als sie. Ich schwöre es, ja ich schwöre es bey meinem Gewissen.

Lady Belton.

(Naht sich ihm, und zieht ihn auf die Seite, nun von Henriette nicht gehört zu werden, die noch immer sitzt.) Sie unterstehen sich das Wort auszusprechen, und werden nicht, bis in die Augen roth? Sie? Welche Sprache kann wohl drr Rechtschaffene führen, schwört schon bey seinem Gewissen ein ehebrecherischer Wollüstling —

Belton.

(Etwas zornig.) Gilt das mir, Madam?

Lady Belton.

(Fährt ganz still zu reden fort. Ihre Stimme wächst aber nach und nach zum vollen Grad ihres Affekts.) Ja, Treuloser! Dir! bis itzo schwieg ich noch immer. Zwölf Jahre durch erstickte ich meine Seufzer; verschluckte meinen Kummer: verbiß, wenn du mir nahe kamst, meine Thränen: sogar meinen Blicken untersagte ich den Vorwurf. In deiner Gegenwart zwang sich dine traurige, nur in Geheim seufzende Gattin stets heiter und vergnügt zu scheinen. Und in dem Augenblicke, als ich die Früchte so vieler Standhaftigkeit im

Lieben

Lieben und im Leiden einzuerndnen mir schmeichelte, zu deiner Aenderung mir schon Glück wünschte, bestimmest du Barbar! das unschuldige Kind zu verführen, das ich in meinem Schoose erzogen, das mir so manche von dir erpreßte Thränen abtrocknete. Deinen teuflischen Anschlag desto bequemer ins Werk zu setzen, täuschest du auf die niederträchtigste Art meine leichtglaubige Zärtlichkeit. Und da der rechtschaffene Duling seine Tochter deinen schändlichen Begierden entziehen, dein Haus verlassen will, so lässest du ihn ins Gefängniß schleppen; und schämst dich nicht, daß du den Namen eines verworfnen Kupplers dazu entlehnest! Mit dem Laster auf der Stirne schwörest du bey deinem Gewissen — — geh! Elender! Ich hatte mit dir als einen leichtsinnigen Wohllüstling Mitleiden; aber einen niederträchtigen, gewaltthätigen Ehrenschänder, den verabscheue ich. Ich war entschlossen, meinem Unglücke mich zu ergeben, in stillen Thränen mein Leben hinzuschleppen, und doch bey dir zu sterben. Aber itzt konnte ich das Haus, wo du bist, nicht mehr ohne Schauder betreten. Ich bleibe nicht mehr bey dir. Diese Handlung trennt uns gänzlich. Wir sehen uns zum letztenmale. Giebt es keine Zü-

gel für das Laster, so giebt es auch keine Gesetze für die Ehe. (Nimmt Henrietten bey der Hand). Komm, mein Kind! beweinen wir gemeinschaftlich ein jedes sein Unglück. Bey dir und deinem Vater will ich mein Leben beschliessen. Von Ihnen Belton, trennen mich ihre Ausschweifungen, und von dir, mein Kind! trennt mich künftig nur der Tod.

(Beyde gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Lord Belton.

(Allein.) Ich bin ganz außer mir! Erstaunen, Wuth, ein wenig Scham hemmen mir fast die Sprache. Das ist doch entsetzlich, wie man heute mit mir umgeht! Schimpf, lauter Verachtung, lauter Vorwürfe; und den letzten Vorwurf, den verdiene ich gar nicht. — Was Teufel will sie mich denn einer Handlung beschuldigen, von der ich nichts weis? Ist es denn nicht genug, daß ich Nein sage? — — das kömmt alles von dem verdammten Jones her! Er wird von Dulings Wechsel den abscheulichen Gebrauch gemacht haben. Aber zittre,

Schur-

Schurke! an dir will ich ein Beyspiel stiften! Ich weis freilich, das Uebel wird in einem Augenblick wieder gut gemacht: Duling ist in einer Stunde los. Aber wird nicht die ganze Welt glauben, ich steckte mit dem elenden Kerl den Johnson unter der Decke. So geht es unser einem, wenn man solche Insekte zu seiner rechten Hand macht, sie begehen Frevel, an welchen nur zu denken, uns gleich schauerte: und wenn sie wider unsern Willen solche begangen, so schreyt doch der Pöbel aus vollem Halse: die Großen! die Großen!

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Der Profos.

(Tritt bey den letzten Worten des Lords ein, sieht ihm zu, wie er voller Unwillen abgeht, und schüttelt den Kopf. Dieser Unwille, dieser Zorn läßt mich von diesem Kavalier nicht viel Gutes denken: ein gutes Gewissen ist viel ruhiger. Was hat er? Will er gutes thun, so thu ers, und kauf er den alten Mann los. —— Ja loskaufen! daß Gott erbarm! — Vielleicht hat er eben den Unglücklichen Alten

fest setzen lassen. Der Teufel! wenn alles das wahr wäre — — Die Dame; das junge Mädchen — — Sie haben mich gerührt; und der Schmerz, der den alten niederbeugt, macht sein Ansehen nur noch ehrwürdiger. Mir steigt sonst den Augenblick die Galle, so bald ich nur einen Spitzbuben sehe; ich habe es schon in meiner Natur! Und der Alte da, hat mir mein Herz, das sonst härter, als meine Kugel ist, weich gemacht. Ich will ein wenig zu ihm gehen. Wenn er unschuldig ist, so muß man ihn trösten.

Zwölfter Auftritt.

James, der Profos.

James.

(Zum Profos, der eben hinausgeht.) Mein Herr! gönn er mir nur einen Augenblick mit dem alten Manne zu reden, den man diesen Abend hergebracht hat: er nennt sich Duling. Es ist freilich schon spät. (bietet ihm einiges Geld an.) Aber da ist für seine Mühe — —

Pro-

Profos.

Stecken sie ihr Geld wieder ein, junger Herr! Ich laß mich für keine menschliche That bezahlen; Mitleiden habe ich umsonst, aber selten. Ich werde ihren Freund gleich kommen lassen. Er ist sehr traurig. (Will gehen und kömmt wieder.) Daß sie vorher wissen, sie können ihn nur in meiner Gegenwart sprechen. Ich darf ihm nicht von der Seite gehen, das bringt mein Amt mit sich. (Geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

James.

Das ist der erste Mann, bey dem ich heute ein empfindliches Herze gefunden. Ich hoffe, und fürchte alles. Mir schien, als hätte ich hier in der Nähe meinen Vater und Jones erblicket: er schien sehr zornig, und Jones zitterte. O der Schelm spielt nur den Furchtsamen. Er ist der Gewalt sicher, die er über seinen Herrn hat.

Vierzehnter Auftritt.

James. Duling. Profos.

James.

(Lauft auf Duling zu, und wirft sich ihm um den Hals.) Sie im Gefängniß? Sie?

Duling.

Kommen sie mich zu befreyen? Bin ich bald los?

James.

Sie sehen mich ganz beschämt.

Duling.

(Seufzend.) Ich verstehe sie.

James.

Ich war bey den Reichesten in London, die mir tausendmal ihre Freundschaft zugeschworen: und nirgends fand ich Hülfe. Einige entschuldigten sich: es stehe ihnen just eine große Bezahlung vor. Andere wunderten sich entsetzlich; ließen meine Angelegenheiten mich dreymal erzählen, zuckten die Achseln, und sagten zum Schluß: Wenn ich nur ein Paar Tage eher gekommen wäre.

Profos.

(Zuckt die Achseln. Zu James.) Und das wundert sie? Mich nicht! Hätten sie mich darum gefragt, ich hätte ihnen das voraus gesagt, und allen den Weg erspart. Der Reiche läßt täglich viele Unglückliche einsperren, aber frey machen, habe ich noch keinen von ihnen gesehen. Ihre Bedienten, ihre Pferde, ihre Maitressen, ihre Hunde kosten ihnen so viel, daß für den Unglücklichen kein Heller übrig bleibt. Wie könnte mir einfallen, von einem Reichen, der im Ueberflusse schwelgt, Geld zu begehren? das sind Worte in die Luft: einen armen Freund hätten sie ansprechen sollen. Bey der Noth findet die Noth wieder Hülfe. Wollten sie sich wohl von mir helfen lassen? Ich thät es mit Freuden.

James.

(Lebhaft.) Herr! ich nehme sein Anerbieten an. Zu allererst gewähr er mir die einzige Bitte; laß er den Duling loß, ich bleibe vor ihm hier. Man will seine Tochter verführen, sie hat seiner nöthig.

Duling.

O mein James! wie entzückt mich dieser Zug an ihnen!

Profos.

(Zu beyden.) Nein! darf ich nicht: Ich will aber noch mehr thun. So bissig ich gegen die Schelme bin, so empfindsam bin ich gegen rechtschaffene Leute, wenn sie unglücklicher Weise unter meine Hände kommen; und so viel ich sehe, sind sie von der Zahl. Sie haben eine Tochter; ich habe auch eine. Ha! itzt merke ich es. Man will das Kind verführen, und weil man den Vater fürchtet, so will man ihn entfernet halten. Ich bin auch Vater. Der Titel ist mir heilig. — Gehen sie, sie sind frey! Ja! ich zahle ihre Schuld; ich habe schon so viel Geld.

Duling.

(Vor Freuden außer sich.) Sie wollten mir so viel vorschießen?

James.

(Der den Profos bey der Hand nimmt). Herr! ich stehe für die Schuld, und will Ihnen alle Versicherung geben.

Profos.

(Reißt seine Hand los, in beleidigten Tone.) Das können sie einem Wucherer versichern, der Arme borgt ohne Caution. (Auf Duling zeigend.) Sein Unglück, seine Tugend, und ihre Rechtschaffenheit sind mir die giltigsten Wechsel.

Duling.

(Wirft sich ihm zu Füßen.) Himmel! ist es möglich!

James.

(Wirft sich ihm auch zu Füßen.) O Retter meines Dulings!

Profos.

(Hebt beyde auf, und sagt im rauhen Ton; man merkt aber, daß er erweicht ist, und es doch bergen will.) Stehen sie doch auf! beym Teufel stehen sie doch auf! Sie machen mich wild: muß man denn aus einer guten Handlung so vieles Wesen machen. (Zu Duling.) Kommen sie mit mir guter Freund zu den Meinigen. Das Geld, so ich ihnen leihe, ist meiner Tochter Heurathsgut. Ohne ihrem Wissen kann ich es nicht angreifen. Aber fürchten

sie keine abschlägige Antwort von ihr: sie wird vielmehr mit ihrer Mutter mir vor Freuden um den Hals fallen, daß ich es so anlege, und einen so guten Gebrauch davon mache. Das ist die größte Freude, die ich ihrem Herzen machen kann; und ich bin ein guter Vater, ich mache meinem Kinde gern eine Freude.

Puling.

O was für Erkenntlichkeit!

Profos.

Kein Wort davon! (Zeigt auf das Herz.) Da ist meine Belohnung. (Gehen alle ab.)

Fünfter Aufzug.

Der nämliche Saal, wie bey den ersten Aufzügen. Es ist eilf Uhr in der Nacht.

Erster Auftritt.

Karl.

(Kömmt behutsam auf den Zähen; bleibt manchmal stehen, und horcht, ob er nichts höre. Der Stille nach zu urtheilen, liegt alles schon.) Jetzt wäre der bequemste Augenblick Henrietten fortzubringen. Wie kömmt es denn, daß Batrice noch nicht — — Ach! ich bin so unruhig! Ich fürchte allezeit, die Schurken sind ungeschickt zu Werke gegangen. — — — Wenn sie sich hätten sehen lassen so wäre das ganze Projekt beym Teufel! — — — Wäre es bey mir gestanden, ich hätte diese ganze Unternehmung fahren lassen — Dulings Unglück! — — Aber sie wollten nicht! Sie fiengen schon an, sich über meine

meine Reue lustig zu machen, daß ich mich wirklich schämte. — — Will ich, oder will ich nicht; ich muß mich mit Ehren aus dieser Sache ziehen. — Ich glaube in der That, die Bursche sind entschlossener als ich, und das verdrüßt! — — Das Unternehmen muß mir gelingen, wenn ich mich bey ihnen in Respekt erhalten will.

Zweyter Auftritt.

Karl, Batrice.

Batrice.

(Tritt gleichfalls ganz behutsam ein, und spricht): nur näher!

Karl.

(Seitwärts.) Es ist Batrice. (Zu ihm hinschleichend.) Nu! ich warte schon.

Batrice.

Ich auch; ich will nur sehen — — Still! (schleicht zu der Thür von Lady Beltons Zimmer, sieht durchs Schlüsselloch, kömmt und sagt wieder ganz leise zu Karln.) Sie ist noch immer bey der Lady.

Karl.

(Erschrocken.) Wie? muthmaßet man vielleicht schon — —

Batrice.

Nichts weniger, als das. Glauben sie so was nicht.

Karl.

Habt ihr euch wohl versteckt?

Batrice.

Es wäre ein Mirakel, wenn wir entdeckt würden. Miß Henriette gieng schon einmal ganz hart an uns vorbey, ohne das geringste von uns zu merken. Sie gieng auf ihr Zimmer ganz außer sich; legte ihr Bracelet ab, und gieng wieder zurück. Sie weinte bitterlich, ich weis nicht warum.

Karl.

Die Gartenthür ist offen! dort ist schon alles in Bereitschaft. Und wir halten uns links an der Mauer gerade am Weg.

Batrice.

Schon gut! ich werde ja den Wagen sehen.

Karl.

Nur alles still! — Nehmt euch ja in Acht, wenn etwa ihr Geschrey — — —

Batrice.

Was thut das? Wir sind ja fast ganz allein hier im Hause. Der Mylord fuhr diesen Abend aufs Land mit Jones: seine Leute sind schon voraus.

Karl.

Immerhin! Vorsicht schadet nie. Ich will Melk rufen, daß er mir aufmacht. Er wird mich ausgehen sehen. Wenn also der Entführung wegen ein Lärmen entstehen wird, so kann kein Verdacht auf mich fallen: denn ich war nicht zu Hause.

Batrice.

Gut ausgedacht.

Karl.

Kehren wir itzt ein jeder nach unsern Posten. (Karl geht links, und Batrice rechts ab.)

Dritter Auftritt.

Jones, Johnson.

(Sie haben beyde Redingots an; der Hut ist vorne abgestulpet. Sie kommen vom Belton.)

Jones.

Just sah ich Karln ausgehen. Sein Bruder ist auch noch nicht zu Hause. Itzt hat uns doch endlich alles Platz gemacht. Die Leute der Lady haben wir besoffen. Nu frisch zu Werke gegangen. Siehst du, wie sehnlich der alte Herr diese Entführung selbst wünschet. Du glaubtest, er würde mich todprügeln; Ich fürchte mich aber nicht sogleich. Ein schlechter Bedienter, der mit ein wenig Geschicklichkeit und Kenntniß seinen Herrn nicht bey der Nase führen kann, wohin er will. Meinen Alten hab ich ganz im Zaum. Er steht selbst auf dem Posten im Garten. Hast du schon den Wagen vorfahren lassen?

Johnson.

Noch nicht; denn ich merkte links an der Mauer einen andern fremden Wagen — gewiß auch so eine Nachtvisite, wo der Portier

nicht läuten darf! Unser Wagen halt rechts, und er darf nicht eher zum Vorschein kommen, als bis wir Henrietten hineinheben.

Jones.

Sie bleibt heute lange bey der Lady! der alte Kupido steht auf glühenden Kohlen.

Johnson.

Ich höre was.

Jones.

(Horcht.) Sie ist es; ich glaube, ich höre ihre Stimme. Geschwind auf die Treppen, dort müssen wir sie erwarten.

Johnson.

Und unsere Larven?

Jones.

(Zieht zwo Larven aus dem Sack, und giebt eine dem Johnson.) Mein Herr hat seine schon. Diese behalte ich, und diese nimm du! (Gehen beyde rechts ab.)

Vier=

Vierter Auftritt.

Lady Belton, Henriette, Nelly.

Lady Belton.

(Hält Henrietten beym Arm, und scheint sie mit Gewalt zu führen. Nelly geht mit einem Licht voraus.) Komm doch, mein Kind! du mußt ein wenig ruhen; ich will bey deinem Bette die Nacht zubringen.

Henriette.

(Schmerzhaft.) Wie kann ich ruhen, da mein Vater indessen allein, von der ganzen Natur verlassen, in einem elenden Gefängnisse auf der Erde hingestreckt. Nein gnädige Frau! ich kann nicht, lassen sie mich. (Sie wirft sich auf dem nämlichen Stuhl, wo sie im ersten und zweyten Aufzuge gesessen.

Nelly.

(Zündet die zwey Lichter an, welche auf den Tische stehen; das Licht aber, was sie herein gebracht, setzet sie hinten am Theater auf einen Tisch.)

Lady Belton.

(Setzt sich zu Henrietten, und nimmt sie bey der Hand.) Du hast Unrecht, daß du dich dei-

nem Kummer so überlässest. Fasse Muth! Mit Anbruch des Tages fahren wir zur Lady Belmour. Zum Glück liegt ihr Schloß nur fünf Meilen von hier? Meine Schwägerin liebt dich, und ich stehe dir dafür; Morgen ist dein Vater bey uns.

Henriette.

(Hat die Augen an einem Ort geheftet: in ihrer Seele scheinet Abscheu und Entsetzen zu gähren).

Lady Belton.

Du hörest mich ja gar nicht an, mein Kind! du bebest!

Henriette.

Dieß war der Fleck, auf welchen der Grausame kniete; mich bey der Hand nahm, und seine Leidenschaft gestand. Hier war es, wo die Ungeheuer meinen Vater mir aus den Armen rissen. — Kann ich, ohne zu beben, dieses Zimmer nur anschauen! Ich weis nicht, wie es kömmt; aber von Zeit zu Zeit entsetzt sich alles in mir; das Blut stockt in meinen Adern. Es scheint, mir ahndet ein neues Unglück! Großer Gott! willst du es nicht abwenden?

Lady Belton.

Beruhige dich! der Urheber deiner und meiner Qualen ist itzt nicht mehr in London. Bevor

vor er zurücke kömmt, ist dein Vater aus dem Gefängnisse, und wir aus diesem abscheulichen Hause. Ich habe eine ganz andere Sorge. Mich wundert, daß James noch nicht bey uns ist. Ich weis nicht, was er in seinem Schmerzen unternommen? Ist man allemal sein eigner Herr! Er verließ uns ganz außer sich. (Sie blickt nach der Thüre.) O mein Vater!

Fünfter Auftritt.

Vorige, Duling, James.

(Sie kommen links herein.)

Lady Belton. } zugleich.
Wie? Duling schon hier.

Duling.
O mein Kind! gnädige Lady!

Lady Belton.
Welcher Engel schenkt sie uns wieder?

James.
Sein Profos, gnädige Frau!

Duling.

Ja, der empfindliche, wohlthätige, großmüthige Mann rettete mich, ohne seine Pflicht zu verletzen. Er zahlte meinen Wechsel. Wie freundlich empfieng uns sein Weib und Kind! Nicht genug, daß er mich auslösete, er schoß mir auch meine Reisekosten vor. (Zu Lady Belton). Lady! belohnen sie die Leute! denn ich kann es nicht.

Lady Belton.

Ich werde ihre Freundin werden; aber so eine Handlung belohnen, kann nur die Tugend selbst.

James.

Und die sind sie.

Duling.

Mein lieber James überzeugte mich auch seiner Freundschaft ganz. Er wollte statt meiner sich arretiren lassen.

Henriette.

(Außer sich vor Freuden.) Er, mein Vater? O lieber James! (Erschrickt über diesem Ausdruck, zu ihrem Vater) Vergeben sie

diesen

diesen Ausbruch! Die Freude verdrang den Wohlstand. (Verbirgt ihr Gesicht auf Dulings Brust).

Duling.

Mein Kind! das Schiff wartet; zaudern wir also nicht länger.

Lady Belton.

(Zu Duling.) Sie beharren also noch stets darauf, England zu verlassen? Was zwinget sie denn itzt dazu? die Freundschaft bietet uns bey Lady Belmour einen ruhigen Aufenthalt an. Dort werden alle die traurigen Wolken verschwinden. Von meinem Gemahle haben sie nichts mehr zu fürchten; denn er ist gar nicht mehr hier: sie könnten also wenigstens ihre Reise verzögern. (Winkt ihm mitleidig auf James).

Duling.

Warum bin ich nicht schon fort! Lady! mich schaudert, wenn ich nur daran denke, daß ich noch hier bin. — Gehen wir lieber meine Tochter!

Henriette.

Nur einen Augenblick noch! Ich kann das gröste Geschenk der Lady nicht zurücklassen; ich will es nur noch aus meinem Zimmer holen.

Lady! dieses Bildniß wird mir künftig ihre Stelle vertreten, und der schmerzhaften Entfernung wegen trösten. Täglich werde ich es mit den Thränen benetzen, die ihre Abwesenheit mir kosten werden. (Zu ihrem Vater.) Ich komme gleich wieder. (Geht rechts mit Nelly ab, die vorleuchtet).

Sechster Auftritt.

James, Lady Belton, Duling.

James.

(Zu Duling.) Freund! sie verlassen uns itzt, und ich bin so unglücklich, weder zu wissen, wann ein glückliches Geschick uns wieder zusammen bringen wird. Weder Zeit, noch Entfernung werden aber vermögend seyn, zwo Neigungen in meiner Seele zu vernichten, welche der Himmel darein geschaffen: Dankbarkeit und Liebe. Ihre Pflege, ihre väterliche Fürsorge machten die erste in mir unsterblich, und wer kann Henrietten kennen, ohne zu lieben.

Sie

Siebenter Auftritt.

Nelly, die Vorigen.

Nelly.

(Aus vollem Halse schreyend.) Hülfe! Hülfe! man schleppet sie fort.

Lady und James. Himmel! Duling. Meine Tochter?	zugleich.

Nelly.

Laufen sie, oder sie ist verloren! — Eine Menge maskirter Kerls — da — da — kommen sie!

James.

(Zieht den Degen.) O Henriette! Henriette! dich retten, oder sterben! (will rasend abgehen, Nelly folgt ihm, da begegnen sie.

Achter Auftritt.

Karl, Henriette, Vorige.

Karl.

(Hat Henrietten unter dem linken Arme, und in der rechten Hand hält er seinen blutigen Degen.

James.

(Ergreift Karln bey der Brust.) Ha Bube! bist du es, der sie entführen wollte?

Henriette.

(Reißt sich von Karln los, und flieht Lady Belton in die Arme.) Lady! retten sie mich!

Duling.

(Hält den Degen des James, den er gegen seinen Bruder zücket.) James.

Karl.

Ja! ich wollte es! andere fremde Buben wollten es auch; und ich ward ihr Retter. O Duling! sind sie los, das freut mich! James! fürchte nichts, deine Henriette ist vor mir sicher. (Schaut seinen Degen an; wird ängstlich, und

läßt

läßt die Spitze des Degens wieder auf die Erde sinken.) Ich weis nicht, wie mir ist! Nur das fühle ich, das ich mein Unternehmen verfluche. Seit dem Augenblicke, als ich Blut an diesem Degen spüre, bin ich nicht mehr Karl! (geht ängstlich über das Theater.) Duling! ihre Warnungen vor bösen Gesellschaften sind falsch; ich glaube, die Bösewichter, die Henrietten mir abjagen wollten, haben mich gebessert. (Während dieser Rede macht er eine Bewegung mit dem Degen, so daß die blutige Spitze in die linke Hand zu fallen kömmt. Er erblickt das Blut wieder, und wirft den Degen vor sich auf die Erde. Die Spitze hat seine linke Hand blutig gemacht: er nimmt ein Tuch, und wischt es ab.) Welchen Schauer erregt mir dieses Blut. Kaum kann ich es abwischen, so klebt es mir an. (Unterdessen stehen alle gegenwärtige in einer ungewissen Erwartung; ihre Blicke sind auf Karln gerichtet. Henriette ist aber noch zwischen Lady Belton und ihrem Vater. Man betrachtet Karln furchtsam.

James.

Wer wollte sie denn rauben? Wer sind denn diese Buben? Sind sie noch hier? so komm mit mir!

Karl.

Ich weis nichts, als daß mir vor mir selbst grauet. Duling! sie sind ein frommer Mann! sie haben gewiß für mich gebetet, ich merke es; denn natürlicher Weise kann man nicht so verwandelt werden, wie ich es bin. Ich wollte deine Henriette entführen. Meine Leute paßten auf sie; sie kam ihnen ins Garn: sie hielten ihr und der Nelly den Mund zu; schleppten beyde (denn Nelly ist doch auch mitzunehmen) bis zur Treppe. Da stießen sie auf eine neue Rotte. Ich hörte Gewehr klirren; lief zu, wollte meiner Beute theilhaftig werden. Jagte dem ersten, der mir vor die Hand kam (meine Faust fühlt es) den Degen bis ans Heft. Der Kerl ward gleich kalt; denn er fiel mir auf dem Leib. Mit dem Fuße stieß ich ihn aus dem Degen, jagte den andern nach, die Henrietten schon entfernten, Nelly aber laufen liessen. Da sah ich einen Degen auf mich zu blinken, der mir den Weg sperren wollte: ich gieng darauf los — — — Warum weine ich dann? Ich stieß ja nur einen bösen Buben nieder. Ich weis nicht, schleuderte mir Hölle, oder Himmel Henrietten in die Hände. Das sehe ich itzt; statt nach meinem Lusthause, schleppte ich

sie

sie zu euch: und itzt lauf ich wieder in den Garten; hier leidet es mich nicht. (Läuft gegen der Thüre.)

Neunter Auftritt.

Lord Belton. Vorige.

Lord Belton.

Kömmt in einem Jagdkleide, die Brust mit einem weissen Tuche verbunden, durch welches noch das Blut dringt, den Degen in der Hand zur Thüre herein. Indem er Karln begegnet, stürzt er vorwärts vor dessen Füße.)

Karl.

Sollte gar! — — (Er will Belton aufheben, und da er ihn zur Hälfte aufgericht, und angesehn, läßt er ihn zurücksinken, und ruft mehr als verzweifelnd.) Weh! weh! weh! ich bin ein Vatermörder. (Lauft auf Duling zu, und fällt ihm auf die Brust. Sobald Lord Belton rückwärts gefallen, die Lady ihn erblicket, läuft sie auf ihren Verwundten Gemahl los; Henriette folgt ihr, und Nelly, die bey der Thüre gestanden, und schon vor der Lady

den

den alten Lord aufheben wollte, heben ihn auf, und bringen ihn auf das Soffa.)

Lady Belton.

(Belton! mein lieber Belton! du bist verwundet! Hurtig, Nelly, seinen Wundarzt. (Sie reißt ein Tuch von ihrem Halse, und bemühet sich das Blut zu stillen.)

Duling.

So weit führet das Laster, welches jene, die man nicht laut Bösewichter nennen darf, Galanterie heissen.

Lady Belton.

(Aengstlich.) Belton! wie ist dir? O Treuloser! dörfte ich dich nicht so nennen, so sähe ich itzt nicht dein Blut.

Belton.

(Kömmt zu sich.) Lady! weis man den Thäter schon, der mich verwundet?

Lord Belton.

Daß du ihn doch niemal kenntest,

Karl.

(Der bey der Frage des Lord Beltons zu sich gekommen.) Was braucht es Geheimnisse! Ich! ich war es, mein Vater! Ich! der nicht mehr weis, wohin er vor seinem eigenen Gewissen fliehen soll.

Lord Belton.

In meine Arme; da wirst du Unglücklicher die Vergebung finden, komm! komm! Karl! ich bin schuldiger als du; mein Beyspiel gab dir Anlaß. — Lady! warum weinen sie? Beweinen sie ihre Befreyung? Dann unsere Ehe, ich gestehe es, war für sie Sklaverey. Durch Henriettens Entführung hätte ich meine Ausschweifungen gekrönet — Gott hinderte mich daran, indem er mich züchtigte; durch mein liebstes Kind mir die Pforten zur Ewigkeit vielleicht öfnen ließ. (Bleibt einige Augenblicke vor Mattigkeit ganz hingestreckt.)

Karl.

Mein Vater! wenn eines Mörders Bitte bis zu Gottes Throne erschallen kann, wenn Gott sie erhört, so werden sie meiner Aenderung und Reue noch lange ein Zeuge seyn.

Belton.

Ich hoffe bey dir Reue, Jüngling! denn dein Vater fühlt sie selbst. Könnte sie doch Jones fühlen! Bey der Treppe sah ich seinen Leichnam; er starb als Bösewicht! Ach mein Gold machte ihn dazu. Wie viele arme Leute schicken unsere Guineen zur Hölle. (Zur Lady Belton, derer Mienen, ungeachtet ihres Schmerzens über den Zustand ihres Gattens, doch Freude über seine Veränderung zeigen.) Gute Gattinn! wenn mir der Himmel das Leben läst, so schenkt er es mir blos für sie! Ich will nicht weiter reden: Gute Verheißungen auf dem Todtenbette sind verdächtig — — Duling! trotz meines Wandels mußte ich sie doch hochschätzen. Nahen sie sich! denn ihre Tochter darf ich doch nicht darum bitten.

Lady Belton.

(Der ein Bedienter was ins Ohr gesagt.) Komm, mein Belton! du bist matt; laß dich auf dein Zimmer bringen, und verbinden. (Seitwärts.) Könnte ich doch mit meinen Leben seine Tage erkaufen!)

Belton.

(Zu Duling.) Nur noch einen Augenblick! die Umstände änderten sich; sie werden also nicht reisen.

Duling.

Die Umstände änderten sich nicht ganz.

Belton.

Ich verstehe sie. James liebt sie, ich weis es schon; und er soll meine Beleidigung — —

Duling.

Nur nicht auf Kosten ihrer Familie gut machen.

Belton.

Hätte ich ihr Kind verführt, meine Familie würde sich nicht gerührt haben; die Genugthuung dafür soll sie auch nichts bekümmern. Duling! wenn ich sterbe, so lassen sie mich wenigstens versöhnt sterben!

Lady Belton.

(Ihre Augen fragen Duling um seine Einwilligung. Die Seinigen zeigen, daß er sich ergiebt. Sie nimmt James und Henriette bey der Hand, vereiniget sie, und sagt zu Karln.) Nur tugendhaften Herzen widmet sich die wahre Liebe. Wohllüstlingen bleiben die traurigen Folgen ihrer Ausschweifungen.

IX. Bruch

IX.

Bruchstücke
aus
dem Tagebuche eines reisenden Engländers, 1787.

Rom.

Moore sagt:

„Elende Hütten von Leim und Holz, sind der „Anfang der Vorstädte, und die Avenüen der „Hauptstadt Frankreichs. Der Fremde glaubt, „man will ihm etwas weiß machen, oder ge„räth in Versuchung umzukehren, wenn man „ihm sagt — das ist Paris!“

Andre

— Andre Ursachen wirken das nehmliche, beym Anblicke Roms.

Ich zitterte für Entzücken, als ich den Ponte molle unter der Last meines Wagens, ertönen hörte. — Meine Unruhe und die Bewegung meiner Seele, wuchsen, so wie ich weiter kam. — Ich wollte viel darum geben, wenn ich ausdrücken könnte was in mir vorgieng, als ich nun dachte: „Du bist in Rom — du bist in der berühmten Stadt, die weyland die Gebieterin der Welt war!“ — aber, ach! wie schnell verflog der Traum meiner Begeisterung!

— An den Thoren von Rom näherte sich mir ein Mensch, der sich für einen Soldaten ausgab, aber weder das Kostum noch das stolze Ansehn, eines republikanischen Kriegers hatte.

— Sein ganzes Aeußerliches hatte etwas so niedriges. — Ein schlechtes, symmetrisch zugeschnittenes, Tuch, bedeckte kaum seinen Körper! — Dient ihr nicht dem Pabst? rief ich aus! Ich wollte wohl schwören, daß kein römischer König, Consul, oder Kayser, je so geheißen

hat! — Per bacco! lo credo, Signor, erwiederte der Soldat, aber mein Herr ist auch etwas ganz anders, als diese Heyden!

Erklärt mirs deutlicher! antwortete ich — Aber Signor, sollte es möglich seyn, daß Sie nie hätten von ihm reden hören .... o, vermuthlich ist Signor ein Chineser. — Ich kam Anfangs in Versuchung mich dafür auszugeben, doch ich glaubte meinen Mann eben so gut auf falsche Spur zu bringen, wenn ich ihm sagte, ich sey ein Grieche. Aber die Täuschung war verschwunden. Ich war mehr betrübt, als geschmeichelt, mich bald darauf mitten in Rom zu sehn. — Der Soldat des Pabstes stieg hinten auf meinem Wagen, um dem Zoll-Beamten behülflich zu seyn, das Inventario von meinen Sachen zu machen.

Ich hatte in meinem Kuffert einige Bücher, von denen ich befürchten mußte, daß sie mir auf dem römischen Mauthamte weggenommen werden würden, unter andern die neue Heloise des ehrlichen Jakob Roussau, und die empfindsame Reise, unsers unsterblichen Strene: ich

ich hatte auf das erste, mit großen Buchstaben, geschrieben: Vita di Santo-Giacomo, und auf das zweyte: Vita di Santo-Yoriko. Die Zoll-Beamten durchsuchten meine andern Bücher auf das sorgfältigste, aber es kam ihnen nicht in Sinn, die beyden auch nur aufzuschlagen. — Der eine fragte mich jedoch, wer der heil. Jorik gewesen sey? Ich gab zur Antwort, es sey ein spanischer Heiliger, der mehr denn zehntausend Ungläubige in der neuen Welt bekehrt habe. — Er nahm das Buch, küßte es ehrfurchtsvoll, schlug ein Kreuz, und entfernte sich.

Allmosen. *)

Es giebt Menschen, die zu sich sagen — „Wir wollen Allmosen geben!“ — und die, sonder Antheil, sonder Rührung das Auge des Dürftigen auf sich geheftet erblicken, wie es, schweigend, ihre Gabe verschlingt.

*) Im Tempel der tyburtinischen Sybylle, zu Tyvoli, ohnweit Rom, geschrieben.

— O ihr, die ihr so kalt die süßeste Pflicht der Natur erfüllt, — mein Herz beklagt euch, aber begreift euch nicht. —

Kinder des Elends, euer Schicksal rührt mich — aber ihr seyd es nicht, die mein Herz am stärksten bemitleidet. — Es giebt Unglückliche, die noch mehr zu beklagen sind! — Unglückliche, deren Noth man errathen, deren Ansprache man zuvorkommen muß — deren Erkenntlichkeit euch weniger Dank für eure Gabe, als für die Art und Weise weiß, wie ihr sie gegeben habt — deren Augen die eurigen suchen, um in ihnen zu lesen, ob ihr ein Herz habt — ob ihr das Unglück gekannt habt — ob ihr ihm beysteht, ohne es zu beschimpfen — kurz, ob ihr der Mann seyd, dem sich ihr schüchterner Mund vertrauen darf.

Venedig.

Das erste, was ein Fremder thut, wenn er nach Venedig kommt, ist, sich eine Gondel und

und zwey Barcarioli *) zu miethen — Für drey Dukaten hat er das Alles, und einer von seinen Barcarioli dient ihm zum Cicerone ꝛc. um die Stadt zu durchstreifen, während der andre in der Gondel bleibt, und die schönsten Verse **) del Tasso anstimmt.

Ich begab mich, nach Endigung des Schauspiels auf den St. Marcus-Platz. — Die schöne Nacht hatte eine Menge Masken ***) da versammelt. Man vernahm, durch die Stille das Brausen der Wellen, die sich am Fuße der beyden berufenen Säulen ****) brachen. — Ich ge-

*) Gondolirer; man weiß, daß sie wechselsweise den Cicerone und den Unterhändler machen.

**) Im deutschen Mercur von 1789 stehen interessante Bemerkungen über den Gesang der Italiener, und sonderlich der venetianischen Gondolirer.

***) Zu Venedig kann, man während des Karnevals, nicht anders als maskirt im Theater erscheinen, das Schauspiel; das in ganz Italien erst um 9 Uhr des Abends anfängt, endigt folglich erst gegen Mitternacht.

****) Auf der einen Säule steht ein geflügelter Löwe, auf der andern ein heil. Marcus. Sie wurden

rieth in tiefes Nachdenken; ich wünschte mir Glück, in dem prächtigen Venedig zu seyn, wohin ich mich so oft gesehnt hatte. Ein Gefühl von Stolz ergrif mich in dem Augenblicke, aber ich fühlte auch eben so schnell, wie thöricht der Stolz sey, und in meinem Mismuthe, umging ich einigemal, mit vieler Eile, den Platz, um den bösen Demon zu bannen, der über mich gekommen war.

Als ich wieder den Frieden mit mir hergestellt hatte, dachte ich, sehr natürlich, an mein Vaterland, — an den Heerd meiner Väter! — Ich wurde gerührt; und athmete beklommener. Ich sprach, maschinenmäßig, den Namen meiner Mutter aus: Alas! rief ich, in the city's tumult and in the Forest's solitude, every where Ithink to her! —

Viele Jahre waren seit dem Augenblicke verstrichen, wo ich von ihr Abschied genommen hatte; unsre Thränen waren geflossen! — Wo bin ich? rief ich, als ich aus diesem empfindsamen Schlummer erwachte

„Scu-

wurden von Constantinopel auf diesen Platz gebracht, dessen schönste Zierde sie ausmachen.

— „Scusate mi, signore cavaliere, non „sara lei ch' é logiato al albergo del' scudo „di Francia? — "

„Si signora", antwortete ich, als ich sahe daß die fragende Maske ein Frauenzimmer war, che commanda V. S.?

Zitto! flüsterte sie, venite con me — Con lei? erwiederte ich, ziemlich verwundert über dieses Abentheuer, und noch mehr über das Geheimnißreiche, das damit verbunden war. — Doch, nach einem kurzen Bedenken, entschloß ich mich, der Maske zu folgen. Ich hatte Sackpistolen bey mir: Andate avanti, sagte ich, andro anche!

Meine Führerin ließ es sich so angelegen seyn, mich durch eine Menge Seiten- und Umwege, von der Spur abzubringen, daß, selbst ein minder romanhafter Geist, als der meinige, gewiß von nichts weniger, als einer Liebesintrike vom ersten Range, geträumt haben würde: Ach, ich war schwach genug, schon in mir den Liebling einer der ersten Damen von Ve-

nedig zu wähnen! Und warum sollte ich das nicht? —

Ich war Fremdling zu Venedig, kannte kaum zwey Personen, hatte den Kopf voll von Abentheuern ähnlicher Art, die meinen Landsleuten aufgestoßen waren, und dazu gesellte sich noch die Eigenliebe, jener unglückliche Hang, der uns immer anlächelt, und immer täuscht, und dessen Betrogene und Sklaven wir wechselsweise sind: — ich war sehr zu entschuldigen.

Ob ich gleich fest entschlossen war, nicht den Grausamen zu machen, so würden doch die Gestalt, das Alter, und sonderlich der Rang meiner unbekannten Dame, gewaltige Aenderungen in meinen Entschlüssen gewirkt haben.

Endlich blieb meine Führerin vor einem Thürchen in der Strada di *** stehn; sie klingelte, und eine Mannsperson machte auf. Nachdem sie einige Augenblicke, mit einander, im venetianischen Dialekt geplaudert hatten, winkte sie mir ihr zu folgen. Ich gehorchte, und kam in ein Zimmer, über dessen Größe ich erstaunte.

Sie

Sie näherte sich mir, und raunte mir, mit demselben geheimnißvollen Wesen zu, ich möchte hier warten, man würde einheitzen. Wir waren im Monat Februar. Sie gieng fort, und gleich darauf erschien der Kerl, der uns die Thüre geöfnet hatte, und machte Feuer an. — Als er mich allein gelassen, war mein erstes, mich umzuschauen, und zu sehn, wo ich mich befände? So viel ich, nach der ungeheuern Größe, und bey dem schwachen Schimmer der Lampe erkennen konnte, welche auf einer Ecke des Kamins brannte, war es ein, sehr reich aber altväterisch möblirtes, Zimmer. Ich wollte mich setzen, und fand lauter so unermeßlich große Lehnstühle, daß ich mit dem Kopfe nicht bis an die Hälfte der Lehne reichte. Das Kamin hatte eine Einfassung, die dreymal breiter war, als der Spiegel, dem sie zum Rahmen diente; dafür war sie aber mit unzähligen Stückchen Bergkrystall geziert, worauf der Kampf der Lapithen und Centauren, und die Hochzeit zu Canaa geschnitten stand. Auch erblickte ich einige Familiengemälde, unter andern das Portrait einer Gerichtsperson, deren gravitätisches Aussehn, und ungeheneres Knoten-

halstuch mich an den armen Hickmann, aus der Klarissa, errinnerte. Ich hatte den Einheitzer gefragt, in was für einem Palazo ich mich befände, aber ich redete ihm italienisch an, und ich glaube, man kann ehe Latein mit einem Toskaner, als Italienisch mit einem Venetianer sprechen; es war mir also ohnmöglich, mich verständlich zu machen. Ich zerbrach mir den Kopf, um den Ausgang meines Abentheuers zu errathen. — Auf der einen Seite lächelte mich alles an — Ich war der glückliche, der geheime Liebhaber einer Prinzessin, oder wenigstens einer Herzogin, und dem seligen Augenblicke nach, wo eine junge, liebenswürdige Dame, mich mit den süßesten Liebkosungen, und den schmeichelhaftesten Namen, überhäufen sollte — Auf der andern Seite aber, stellte sich mir ein ganz andres Bild dar. — Die Zauberin und ihre Reitze waren verschwunden. Ihre melodische, zärtliche Stimme entzückte nicht mehr mein Ohr; ich wähnte den Dolch zu erblicken, dem Rache und Eifersucht gegen mein Herz zuckten. Seltsame Wirkung erhitzter Einbildungskraft! —

Was

Was für Hülfe kann ich hier erwarten? fragte ich mich leise, als ich meine Augen in den vier Ecken des Zimmers umherwandern ließ. — Ich bin, so zu sagen, ohnbewaffnet; Kühnheit allein ist mein Beystand. — Ich war nichts weniger als ruhig. Alle die Geschichtchen, die ich von der Eifersucht der Italiener gelesen oder gehört hatte, giengen mir durch den Kopf. — Die verwünschte Lampe gab einen so schwachen Schein, daß sie die Finsterniß, die um mir herrschte, nicht zu erhellen vermochte. — Dichte breite Schatten, denen das Fackeln des Lichts Bewegung gab, wankten hier und da. — Viele Menschen hätten mich beschleichen können, ohne daß ich sie entdeckt hätte.

Die Erscheinung.

Voll Ungeduld, so lange vergebens warten zu müssen, und nichts im Hause sich regen zu hören, sah ich wohl zehmal nach meiner Uhr — es war zwey Uhr in der Nacht. —

Plötz-

Plötzlich vernahm ich auf der Treppe eilige und schwere Tritte, wie der Fußtritt eines Mannes, der eine Last trägt.

Bald darauf wurde meine Thüre, mit Heftigkeit aufgestoßen, und ich glaubte, beym ersten Anblick eine Mannsperson vor mir zu sehn, die in der einen Hand, einen bloßen Dolch zu halten, und mit der andern einen Klotz zu schleppen schien.

Voll Schrecken und Erstaunen fuhr ich einige Schritte zurück, und griff nach dem einzigen Gewehr, das ich bey mir hatte. — Ich schaute um mir her, ob das der einzige Mörder wäre. — Ich hatte mich in eine Fensterecke zurückgezogen, und hier erwartete ich, schweigend, mit unverwendetem Auge, und vorgehaltener Pistole, das Ende dieser Scene. — (Große Lücke im Tagebuche. Die Fortsetzung nächstens.

Innhalt.

I.

Briefe des Herrn Dupaty an seine Kinder, auf einer Reise nach Nizza, 1785.

II.

Die Insel, wie es noch keine gab.

III.

Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande, Posse in einem Akt.

IV.

Auszug des alten Romans, Robert der Teufel.

V.

Leben des Dichters Pindar.

VI.

VI.

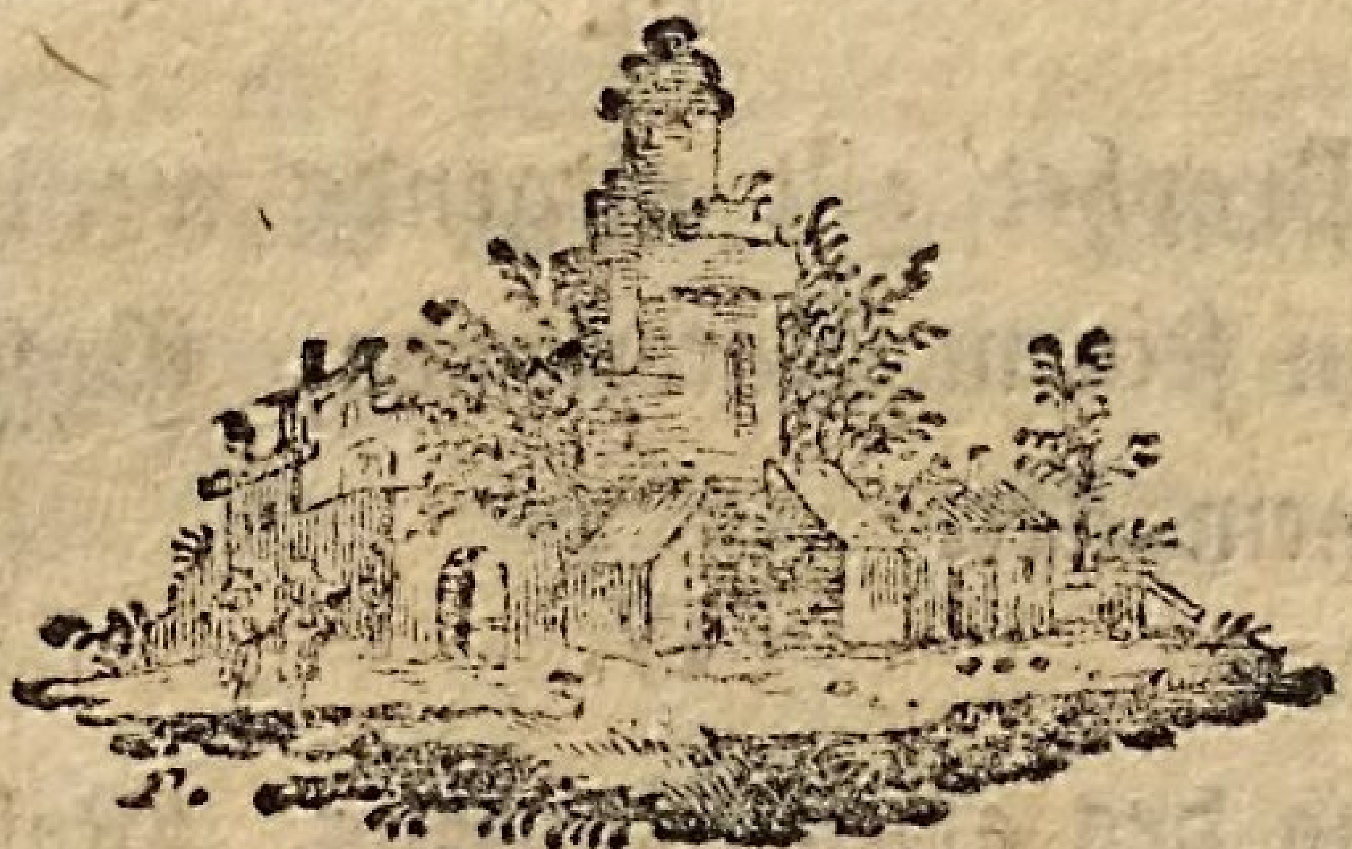
Ueber die verschiedenen Haar- und Bartmoden; ein Schreiben des verstorbenen Lords Lyttleton.

VII.

Die Folgen der Ausschweifungen; ein Schauspiel in fünf Aufzügen.

IX.

Bruchstücke, aus dem Tagebuche eines reisenden Engländers, 1787.



DO 22

20075

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aus den Papieren einer Lesegesellschaft

Bd.: Dritter Band.

1789

H.lit.p. 651 z-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11825497-8